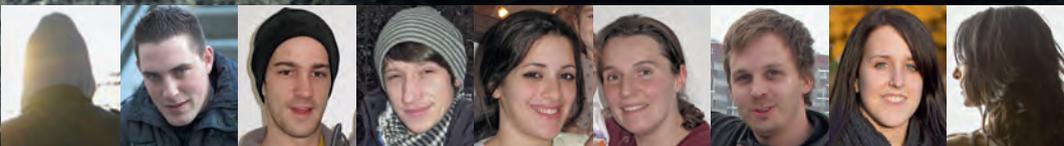




**VORSICHT
ZERBRECHLICH!**



12 bewegende Lebensberichte
von jungen Menschen + 1 **Bonus-Story**



VORWORT

In dieser Publikation erhalten zwölf junge Menschen eine Plattform, um ihre persönliche Geschichte zu erzählen. Wir haben ihre subjektiven Berichte bewusst ungefiltert und unkommentiert wiedergegeben, im Wissen, dass dabei das Engagement der involvierten Fachstellen und die Sicht und das Leiden der Angehörigen oft ausgeklammert wurden. Ebenso spiegeln die Berichte wenig vom Herzblut unserer Sozialpädagogen in der täglichen persönlichen Beziehungsarbeit mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen. An dieser Stelle danken wir deshalb allen zuweisenden Stellen, Fachleuten und Erziehungsberechtigten herzlich für die wohlwollende und ausgezeichnete Zusammenarbeit.

Quellenhof-Stiftung, Winterthur

IMPRESSUM

2. Auflage – Winterthur 2013

Texte: Persönliche Berichte der Protagonisten

Fotos: Quellenhof-Stiftung, private Quellen, iStockphoto

Projektleitung: Esther Reutimann

Korrekturen: Ruedi Elmer, Markus Kasser

Gestaltung, Satz und Lithos: Samuel Schmidt
mediawerk der Quellenhof-Stiftung Winterthur

Druck: Optimo Service AG, Winterthur

© Quellenhof-Stiftung 2013

EDITORIAL

Zum zweiten Mal geben wir als Quellenhof-Stiftung eine Publikation mit Lebensgeschichten heraus. Diesmal aus Anlass des 10-jährigen Jubiläums unseres «T-Home», einer sozialpädagogisch betreuten Wohngemeinschaft für Jugendliche in Oberwinterthur.

So vielfältig wie die Menschen sind, so vielfältig sind auch deren Schicksale und Geschichten. Bei einigen begannen die Schwierigkeiten bereits am Anfang ihres Lebens. Andere bekamen in der Schule, der Pubertät oder der Adoleszenz grosse Probleme. Alle zwölf jungen Männer und Frauen haben in diesen Problemjahren eine Einrichtung der Quellenhof-Stiftung durchlaufen. Einige waren im «Quellenhof» in der Therapie, andere lebten eine Zeitlang im «T-Home» oder unserer Lehrlings-WG.

Andy, Anna, Benedict, Elschwa, James, Jenni, Julian, Nando, Renée, Razi, Salome und Samuel, wir danken euch herzlich, dass ihr den Leserinnen und Lesern dieses Buches tiefe, ehrliche und ganz persönliche Einblicke in euer Leben schenkt. Ihr zeigt die Schwierigkeiten, mit denen ihr zu kämpfen hattet und wie ihr, trotz Stürmen, individuell immer wieder mutig euren Weg unter die Füsse genommen und eine Wegstrecke gemeistert habt. Eure Geschichten sind noch längst nicht abgeschlossen und die Hürden nicht alle überwunden. Zum Zeitpunkt der Aufzeichnung seid ihr aber bereits ein gutes Stück Weg gegangen und habt begonnen, Verantwortung für euer Leben zu übernehmen.

So wie wir unsere Protagonisten nach dem Lebensmotto gefragt haben, so haben auch wir als Quellenhof-Stiftung ein solches. Es basiert auf unserer christlichen Grundhaltung und heisst: «Es gibt keine hoffnungslosen Fälle.» In der Begleitung all dieser jungen Menschen hat sich dies bewahrheitet.

Dieses Buch möge Jugendlichen, Eltern und Beratern Mut machen und ihnen zeigen, dass sie mit ihren Problemen nicht allein sind. Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, wünschen wir, dass Sie in Ihrem Herzen berührt werden. Die packende Bonus-Story am Schluss des Buches setzt einen ermutigenden Schlusspunkt und zeigt, dass trotz schwierigen Voraussetzungen in der Kindheit und Jugendzeit, ein erfülltes Leben möglich ist.

Esther Reutimann
Öffentlichkeitsarbeit

Marcel Mettler
Gesamtleiter

INHALTSVERZEICHNIS



BENEDICT | S. 6

Rein in die Hosen, raus aus den Hosen, rein in die Hosen, raus aus den Hosen ... und das viele Male, je nachdem, was der Zahlenzwang in seinem Kopf ihm diktierte. Auch andere Zwänge beschwerten Benis Jugendzeit massiv.

SALOME | S. 12

Salome ist ein Adoptivkind aus Israel. Nach einer glücklichen Kindheit begannen sich die negativen Ereignisse zu überstürzen. Salome war beinahe wie ein Lamm, das von Drogendealern zur Schlachtbank geführt wurde. Aus eigener Kraft wäre sie nicht entkommen.



JENNI | S. 18

Jenni musste seit früher Kindheit kämpfen und bekam wenig Liebe. Sie fragt sich heute: «Musste das alles passieren, dass ich heute so bin, wie ich bin? Warum müssen die einen Menschen so viel kämpfen? Warum verläuft das Leben der einen so schwierig und anderen fällt einfach alles zu?»



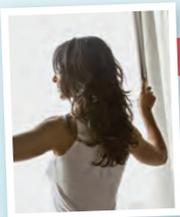
ANDY | S. 24

«Nach sehr schwierigen Teenagerjahren bin ich nun endlich in einer Lehre als Gerüstbauer. Ich glaube, das Schlimmste liegt hinter mir. Meine Jugendzeit war wie ein Karussell, das sich tausendmal im Kreis gedreht hat; mir scheint, jetzt hat es angehalten, denn ich weiss, was ich will.»



ELSCHWA | S. 30

Herausgerissen aus einer idyllischen Kindheit, Flucht aus der Heimat und in einem fremden Land ganz unten beginnen. Diese und viele weitere schmerzliche Erfahrungen haben Elschwas Leben fast zerstört. Die junge Frau hofft, dass ihre Seele trotz all dieser traumatischen Erlebnisse heilen wird.



RAZI | S. 36

«Vielleicht war es die Scheidung meiner Eltern, vielleicht waren es auch die falschen Kollegen, die mich auf die schiefe Bahn brachten. Auf jeden Fall wollte ich dazugehören und der Beste sein. Der Beste war derjenige, der bei Einbrüchen mehr als alle ändern wagte.»



SAMUEL | S. 42

Innert kurzer Zeit hatte sich Samuels Wahrnehmung immer stärker verschoben. Er litt unter Horrorvisionen und Verfolgungswahn. Dabei kam ihm seine ganze Kreativität abhanden. Doch der verlorene Sohn fand zurück und bekam von seinem Vater viel mehr als je zuvor.

**RENÉE | S. 48**

Als Renées Familie in das Haus der Grosseltern einzog, begann eine schwere Zeit. Die Mutter wurde von all den Belastungen ihrer Kindheit eingeholt, sodass immer wieder Klinikaufenthalte notwendig wurden. Obwohl der Zusammenhalt in der Familie gross war, gab es Ereignisse, die Renée niemandem sagen konnte.

**JAMES | S. 54**

Eigentlich fing bei James alles gut an. Trotzdem fand er sich als Elfjähriger in einem Kinderheim wieder. Sein Weg durch die Teenagerjahre war voller Stolpersteine. Doch die vielen schwierigen Erfahrungen liessen ihn wachsen und reifen. Inzwischen weiss James, was er will und gibt «Vollgas».

**NANDO | S. 60**

Irgendwie hat ihm der Boden von Anfang an gefehlt. Sein Selbstwertgefühl wurde nirgends gestärkt, und trotzdem musste er erwachsen werden. Im Militär lernte Nando viel für sein Leben und erkannte, dass auch mit Disziplin einiges zu schaffen ist. Ein wichtiger Meilenstein war, als er seinem Stiefvater vergeben konnte.

**ANNA | S. 66**

Anna ging einen weiten Weg, bis sie einen andern Gott fand, als den, von dem sie in ihrer Kindheit gehört hatte. Trotz vielen Turbulenzen, Umwegen und Abstürzen war dieser unsichtbare, aber wahre Gott stets an ihrer Seite. Er gab nicht auf, bis Anna ihn fand.

**JULIAN | S. 72**

Als Kind war Julian unkonzentriert und verängstigt und ausgestossen. Als Jugendlicher unglücklich, süchtig und ein schräger bunter Vogel. Seit er sich erinnern kann, trug er eine unsichtbare Last auf seinen Schultern. Bis er diese Last abwerfen konnte, war sein Leben ein einziger Hilfeschrei.

**BONUS-STORY | S. 78**

Albert war eines der weit über 100'000 Verdingkinder, die es in der Schweiz zwischen 1800 und 1960 gab. Auch er wurde aus einer familiären Notlage heraus als billige Arbeitskraft an einen Bauern verdingt. Trotz seiner sehr schweren Jugendjahre schaut er dankbar auf ein reich erfülltes Leben zurück.





ICH HATTE SCHWERE ZWANGSSTÖRUNGEN

Vorname
Jahrgang

Benedict
1993



Das mag ich:

Musik

Film

Lesen

Hobbies

Leidenschaft

Lebensmotto

77 Bombay Street, Hillsong

Wall-E, A Dangerous Mind

Dark City

Schützenkurs, Fotografieren

Musizieren, Fotografieren, Freude machen,
schöne Sachen unternehmen

Mit Gott einen Weg gehen, Freude und Liebe verbreiten

Rein in die Hosen, raus aus den Hosen, rein in die Hosen, raus aus den Hosen ... und das viele Male, je nach dem, was der Zahlenzwang in seinem Kopf ihm diktierte. Auch andere Zwänge beschwerten Benis Jugendzeit massiv.



Als Einzelkind wuchs Beni in einem liebevollen Elternhaus auf. Die Mutter ist Musiktherapeutin und der Vater Sozialarbeiter.

Ich war ein ziemliches Mamikind, hatte Heimweh und ging nie gerne auf Klassenreisen.

Seit seinem dritten Lebensjahr hatte Beni noch eine jüngere Tagesschwester, die fast die ganze Kindheit mit in der Familie lebte. Er weiss noch: «Ich war ein ziemliches Mamikind, hatte Heimweh und ging nie gerne auf Klassenreisen.» Beni war ein Durchschnittsschüler; seine Freizeit verbrachte er gerne und viel draussen im Quartier mit anderen.



In der Oberstufe machte sich bei Beni ziemlich stark ADS (siehe Kasten) bemerkbar. Viele typische Symptome erschwerten ihm und seinem Umfeld das Leben. Auch zeigten sich gewisse Störungen, die er selber noch gar nicht

als alarmierend wahrnahm, die er aber im Rückblick als den Beginn seiner Zwangserkrankung einordnet. Mit Hilfe von Ritalin verbesserte sich sein Zustand zuerst zusehends. Beni erinnert sich: «Ich ging plötzlich gerne in die Schule, war total wach, konnte alles sehr gut aufnehmen. Ich erlebte Ritalin wie eine Wunderdroge.»

Doch sein psychischer Zustand war instabil. Er bekam Depressionen und Heulkrämpfe. Auch plagten ihn zunehmend starke Ängste und Zwangsstörungen, sodass er zeitweise die Schule nicht mehr besuchen konnte.

Ganz akut wurde es im letzten halben Jahr der Oberstufe. Beni sagt: «Ich hatte eine extreme Trennungsangst von den Eltern. Ein Zwang ist immer eine Angst. Es ist ganz schwierig, das alles zu beschreiben.

Es wurde so extrem, dass ich mich am Ende ständig irgendwo oder an irgendwem festhalten musste.

Jedenfalls meinte ich, ich würde gedanklich wegfliegen und müsste mich selber wieder einfangen. Das Zurückfliegen gelang mir jeweils einfach nicht. Die Folge davon war, dass ich immer, wenn ich in einem neuen Raum war, mich irgendwo festhalten musste. Es wurde so extrem, dass ich mich am Ende ständig irgendwo oder an irgendwem festhalten musste und ich nicht mehr frei umhergehen konnte.» Mit der Zeit lag Beni nur noch im Bett und klammerte sich fest. Je vertrauter ihm der Ort war, desto stärker war dieser Zwang. Deshalb hatte er die-

se Zwänge vor allem daheim. Wenn er es in die Schule schaffte, ging es dort besser. Oder im Freien, wo es nichts gab, woran er sich klammern konnte, ging es auch besser. Er hatte einen Lehrer, der sehr viel Verständnis aufbrachte und dafür sorgte, dass Beni die Schule trotz alledem regulär abschließen konnte.

Auch eine gute Tagesstruktur linderte mein Leiden. Doch ich bin zum Schluss gekommen, dass man Zwänge einfach aushalten muss,» berichtet ein heute abgeklärter junger Mann. Beni erlebte die Klinik grundsätzlich positiv, weil der Zusammenhalt unter den Patienten dort viel besser war als draußen



Krankheit statt Ausbildung

Die Eltern waren verzweifelt und suchten mit Beni einen Psychiater auf. Dieser diagnostizierte Zwangserkrankung. Die Option, dass Beni das 10. Schuljahr besuchen könnte, musste unter diesen Umständen fallengelassen werden. Stattdessen kam er für vier Monate in eine psychiatrische Klinik auf die Adoleszenz-Station. «In Bezug auf die Erkrankung war dieser Klinikaufenthalt schon gut. Ich hatte Abstand vom Ort, wo meine Zwänge entstanden.

sen im Lebenskampf. «Wir hatten viel Spass und waren uns sehr nahe, weil alle ein Problem hatten.»

Obwohl Beni Medikamente bekam, besserten seine Zwänge nicht. Der Zahlenzwang machte sich sogar verstärkt bemerkbar. «Der fand vor allem im Kopf statt. Ich musste gewisse Dinge immer wiederholen, mehrmals, so viele Male, wie es mir in meinem Kopf vorgegeben wurde. Zum Beispiel Hosen anziehen, ausziehen, anziehen, ausziehen ...»

Der Kampf gegen die Krankheit

Nach der Klinik kam Beni ins T-Home der Quellenhof-Stiftung. Auch für seine Eltern war es wichtig, dass ihr Sohn weiter therapeutisch betreut wurde. Er war 16 und konnte parallel zur Therapie in den verschiedenen Werkstätten der Quellenhof-Stiftung schnuppern. Doch nirgends gefiel es ihm wirklich,



zumal er wieder stark von seinen Zwängen geplagt wurde. Die Betreuer erinnern sich, dass Beni damals kaum allein gehen konnte, weil die Zwänge so stark waren. Er selber beschreibt diese Zeit so: «Ich kämpfte sehr, doch der Zwang war stets stärker als ich. Ich versuchte den einen Zwang durch einen andern zu ersetzen, und mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Es war ein harter Kampf, und ich ging nur ungern irgendwo hin.» Als Unterstützung im Kampf gegen seine Krankheit bekam Beni weiterhin Medikamente, viele Therapiesprache und eine klare Tagesstruktur. «Es gab auch Menschen, die für mich gebetet haben», sagt Beni im Rückblick dankbar. Denn mit der

Zeit ging es ihm sichtbar besser und zwar auch deshalb:

Letzte Rettung

«Ein Kollege unseres T-Home-Leiters führt ein Gartenbaugeschäft. Bei ihm konnte ich einmal schnuppern. Daraus wurde ein halbes Jahr, und schliesslich bekam ich den Lehrvertrag. Inzwischen bin ich im 2. Lehrjahr. Das Angebot, diese Lehre machen zu können, war für mich die letzte Rettung. Ich hatte keine andere Wahl. Ich musste so schnell wie möglich eine Lehre machen, sonst wäre ich ein IV-Fall geworden. Diese Arbeit im Freien ist gesund für mich und befreit mich weitgehend von meinen Zwängen. Es geht mir heute viel besser. Wenn ich daran denke, wie sehr ich damals litt, erschrecke ich selber.»

Beni wohnt jetzt in der Lehrlings-Wohngemeinschaft der Quellenhof-Stiftung. Seine Eltern freuen sich ebenfalls sehr, dass es ihm besser geht. «Obwohl sie im T-Home bis dahin keine Erfahrung mit Zwangserkrankungen hatten, taten sie das Richtige», findet Beni.

Ich musste so schnell wie möglich eine Lehre machen, sonst wäre ich ein IV-Fall geworden.

«Ich bekam eine Tagesstruktur, hatte eine sehr gute Bezugsperson für die Therapiesprache, und das klare Tagesprogramm im T-Home half mir ebenfalls. Ich war gefordert und hatte dadurch manches Erfolgserlebnis. Weil ich mich so gut integrierte, erhielt ich auch viele Freiheiten.»

Beni würde gerne Militärdienst leisten, um die Schweiz noch besser kennenzulernen. Er geht bereits in einen Schützenverein und findet Schiessen ziemlich anspruchsvoll: «Man muss sich total auf etwas konzentrieren und alles andere vergessen.» Benis aktuelles Projekt ist die Autofahrprüfung. An den Wochenenden besucht er regelmässig eine Jugendkirche, in der er sich sehr wohl fühlt. Weiter möchte er den japanischen

Kampfsport Ju Jutsu erlernen. Sein Fazit über die vergangenen Jahre: «Ich möchte das nicht mehr durchmachen, ich habe sehr gelitten. Ich bin wirklich dankbar, dass es mir so viel besser geht, seit ich in der Lehre bin. Weil die Zwänge fast nicht mehr da sind, fühle ich mich unglaublich frei, und ich habe wirklich begriffen, was Freiheit ist!»

Zwangsstörung

Die Zwangsstörung ist eine neuropsychiatrische Erkrankung und zählt zu den psychischen Störungen. Bei den Betroffenen drängen sich wiederholt Gedanken, Handlungen oder Handlungsimpulse gegen den eigenen Willen auf. Zwangsgedanken oder Zwangshandlungen sind charakterisiert durch einen inneren Drang, bestimmte Dinge zu denken oder zu tun. Der Betroffene wehrt sich gegen das Auftreten der Zwangsgedanken und -handlungen, die ihm als übertrieben und sinnlos erscheinen, kann ihnen willentlich jedoch meist nichts entgegensetzen. Die Störung bringt deutliche Belastungen und Beeinträchtigungen des Alltagslebens mit sich.

Aufmerksamkeitsdefizitstörung (ADS)

ADS bezeichnet eine neurobiologisch bedingte Störung, die durch erhebliche Beeinträchtigungen der Aufmerksamkeitsspanne und der Konzentrationsfähigkeit, durch Störungen der Impulskontrolle und der emotionalen Regulation gekennzeichnet ist. Zusätzlich kann eine motorische Hyperaktivität bzw. Unruhe auftreten (ADHS). Eine unbehandelte Aufmerksamkeitsdefizitstörung kann zu störendem (Sozial-)Verhalten in Schule, Familie und Freizeit, zu Entwicklungs- und Lernstörungen und als Folge zu Depressionen, Ängsten, Suchterkrankungen und delinquentem Verhalten führen. Zusätzlich kommen als Begleiterkrankungen gehäuft Ticstörungen vor.



ICH WÜRDE FÜR DICH DURCHS FEUER GEHEN

Vorname
Jahrgang

Salome
1989



Das mag ich:

Musik

Rock, Worship, Gospel

Film

Forrest Gump, Selbst ist die Braut,
Stranger than Fiction, Inception

Lesen

Adrian Plass, Max Lucado

Hobbies

Windeln wechseln, Joggen, Lesen, Singen

Leidenschaft

Fotografieren

Lebensmotto

Je härter der Kampf, desto glorreicher der Triumph.



Salome ist ein Adoptivkind aus Israel. Nach einer glücklichen Kindheit begannen sich die negativen Ereignisse zu überstürzen. Salome war beinahe wie ein Lamm, das von Drogendealern zur Schlachtbank geführt wurde. Aus eigener Kraft wäre sie nicht entkommen.

Salome war eines der letzten Kinder, das durch die Organisation «Terres des hommes» aus Israel adoptiert wurde. Ihr Vater ist Pfarrer und ihre Mutter Ärztin. Dieses Ehepaar hatte lange keine Kinder; so war Salome für sie eine Gebetserhörung. Danach adoptierten die beiden noch drei weitere Kinder aus Indien.



Die ersten elf Lebensjahre erlebte Salome im Kanton Aargau. Sie sagt: «Das war meine beste Zeit, denn ich hatte viele Freunde und benahm mich eher wie ein Bub als wie ein Mädchen.» Dann wurde der Vater von einer Kirchgemeinde im Toggenburg als Pfarrer gewählt, weshalb die Familie umziehen musste und Salome ihre Freunde verlor.

Mit diesem Umzug hat sich in ihrem Leben alles verändert. Zwar weniger wegen den äusseren Umständen, als vielmehr infolge ihrer Entwicklung. Sie bekam mit elf Jahren ihre erste Mens und entwickelte rasch eine weibliche Figur. «Ich war plötzlich überhaupt kein Bub mehr, hatte ständig Streit mit dem Vater, war völlig instabil und hatte alle denk-

baren Pubertätsprobleme», erinnert sie sich. «Ich war übergewichtig und verstand es nicht, mich vorteilhaft anzuziehen. Im Gegenteil, ich machte den Stil der andern nach und das passte überhaupt nicht zu mir. Ich hatte einfach keine eigene Meinung und kein Gespür für meinen Körper.»

Ihre Schulzeit war geprägt von Ablehnung, Ausgespottet- und Ausgeschlossenwerden. Für die letzten eineinhalb Jahre durfte sie dann in eine Privatschule wechseln. Hier begegnete sie einem Mitschüler namens Christian, der später in ihrem Leben nochmals eine wichtige Rolle spielen sollte.

Sie wollte nur noch sterben

Nach der Schule konnte sie in einem Alters- und Pflegeheim eine Ausbildung als Fachangestellte Gesundheit beginnen. Zu diesem Zeitpunkt war sie schon sehr in sich gekehrt. Dazu kam, dass die Arbeit bei den alten Menschen sie eher nach unten zog. Damals begann es mit den Selbstverletzungen und eines Tages war sie so verzweifelt, dass sie nur noch sterben wollte. Es kam zu einem Selbstmordversuch, über den Salome heute lieber nicht mehr sprechen will.

Damals begann es mit den Selbstverletzungen, und eines Tages war sie so verzweifelt, dass sie nur noch sterben wollte.

Das war dann der Auslöser für die Einweisung in eine psychiatrische Klinik für Jugendliche. Zwei Monate verbrachte sie auf der geschlossenen Abteilung. Beim Eintritt war sie 80, beim Austritt

noch 60 Kilogramm schwer. «Auf der Gruppe hatte es einige magersüchtige Mädchen. Faktisch bin ich damals ebenfalls magersüchtig geworden», sagt sie. «Ich habe dort viel durchgemacht: Wir sind abgehauen, haben versteckt Drogen konsumiert. Tja, wir taten einfach alles, was verboten war. Und hier lernte ich Markus kennen, der später der Vater meiner ersten Tochter wurde.»

Auf dem Weg nach unten

Nach diesem Klinikaufenthalt konnte Salome die Lehre nicht mehr fortsetzen. So war sie einfach zu Hause, lag im Bett, vernachlässigte ihren Körper und wurde immer depressiver. Einmal sei der Vater in ihr Zimmer gestürmt, habe das Fenster aufgerissen und sie zum Duschen aufgefordert. Er konnte es nicht mehr mit ansehen, was mit seinem Mädchen passierte. Ihre Magersucht schritt voran. Als sie unter 55 Kilogramm war, musste sie täglich zur Arztkontrolle und einmal auch ins Spital. Salome erzählt: «Ein Tagebucheintrag von damals lautet: Jesus, du weisst, ich bringe mich nur nicht um, weil da noch irgendwo ein Funke Glaube an dich ist. Ein Funke Hoffnung auf Leben.»

Der Vater nahm Salome dann mit auf eine Indienreise, wo er ein Hilfsprojekt aufbaute. Er hoffte, dass diese Reise der Tochter helfen könnte. Danach konnte sie ein Praktikum in einem Familienzentrum als Kleinkindererzieherin machen. In dieser Zeit rief Markus an und fragte: «Gibst du mir eine Chance?»

In Salomes Kopf schrie es NEIN!, doch laut ausgesprochen hatte sie «ja» und unterschrieb damit quasi ein höllisches Urteil. «Er war ein wirklich schlechter Typ! Durch ihn kam ich in Drogenkreise,

begann alles zu konsumieren, was er mir gab. Er lebte in einem besetzten Haus und gehörte zu einer kleinen Mafia. Ich war völlig von ihm abhängig und hatte ein entsetzliches Leben. Oft war die Strasse mein Zuhause, ich hatte immer kalt und schlief fast nicht mehr», erinnert sich Salome.

Aus Wut und unbegründeter Eifersucht schlug Markus sie zusammen.

Am Tiefpunkt

Einmal ging sie heim zu den Eltern, um zu duschen. Da sagte der Vater zu ihr: «Salome, ich würde für dich durchs Feuer gehen! Doch du hast dich für dieses Leben, das du jetzt lebst, entschieden!»

Dieser Satz des Vaters, der niemals «Ich liebe dich» gesagt hätte, ist Salome derart eingefahren, dass sie ihn nie mehr vergessen wird. Trotzdem kehrte sie nach St. Gallen zurück. Aus Wut und unbegründeter Eifersucht schlug Markus sie zusammen. Oft brachte er sie in einen Raum, in dem verschiedene Paare





Sex hatten. Die Männer tauschten die Frauen, die Frauen schlugen sich gegenseitig, weil jede aggressiv war. «Ich wurde in dieser Zeit schwanger, wusste es aber lange nicht, weil ich ja keine Mens mehr hatte wegen meiner Mager-sucht.» Erst als Salome wegen Medika-menten zum Hausarzt musste, stellte er die Schwangerschaft fest. «Als ich das hörte, wusste ich, dass Gott mir eine Türe aufgetan hatte, um aus diesem Le-ben auszusteigen. Trotzdem ging ich wieder zu Markus zurück. Er hat mich täglich vergewaltigt und geschlagen. Ich habe alles mitgemacht, habe mich nie gewehrt, ich hatte kein Leben mehr. Er trat mich auch in den Bauch, doch ich wusste nicht einmal mehr, wie ich mein Kind hätte schützen können.»

Der lange Weg nach oben

Eine Bekannte von Salomes Eltern kannte den Quellenhof. Es kam zu einem Kontakt und Salome wurde im April 2009 gleich ins Therapiehaus mitge-

nommen. Markus hatte inzwischen eine andere Freundin und liess Salome gehen. «Weil Markus mich so oft missbraucht hatte, bekam ich schon in der 20. Schwangerschaftswoche Wehen. Deshalb musste ich wenige Tage nach Therapie-Eintritt ins Spital. Seine krankhafte Eifersucht hatte auch dazu geführt, dass ich nicht mehr wusste, wie ich normal mit Männern und Frauen umgehen sollte.» In der folgenden Therapie konnte Salome endlich Schritt für Schritt ihre kaputte Vergangenheit aufarbeiten und den damit verbundenen Schmerz zulassen. Im August 2009 kam ihr Mädchen Aliyah zur Welt.

Der grosse Zerriss

Gerührt sagt Salome: «Während der Therapie war ich stark mit mir und meiner Mutterrolle beschäftigt. In den 13 Monaten im Quellenhof war ich sehr gut aufgehoben.»

Salomes Wunsch war, eine kaufmännische Ausbildung zu machen. Im August 2011 konnte sie die Lehre beginnen. Sie

startete mit grosser Freude, war motiviert und sehr ehrgeizig. Im September 2011 stiess sie im Facebook auf ihren ehemaligen Schulkollegen Christian. Die beiden trafen sich und es kam rasch zu einer sehr innigen Beziehung. Dadurch kam Salome in einen grossen Zerriss: Die Gefühle für diesen Mann, die Ausbildung, Aliyah ...

Die beiden haben sich getroffen und es kam rasch zu einer sehr innigen Beziehung.

Salome erzählt: «Ich begann, wieder weniger zu essen, machte noch mehr Sport als zuvor, um damit meine Probleme zu überdecken und die Kontrolle über mein Leben zu behalten, welches auf einmal völlig durcheinander geraten war. Ich wollte, dass sich etwas ändert! Ich wollte Mutter sein und mir nicht ständig von anderen erzählen lassen, was für Fortschritte mein Kind macht! Zu alledem wurde ich wieder schwanger, ohne dass ein Familiennest da war.»

Salome sagt Ja

Christian war überrascht, doch er hatte von Anfang an ein Ja zu diesem Kind. Salome war von der neuen Situation völlig überrumpelt und wusste nicht, wie es weitergehen sollte: «Ich wusste, dass Gott Leben schafft und keine Fehler macht. Ich erinnere mich an einen Moment, wo ich auf dem Fenstersims sass und Gott fragte: Herr, warum? Bald aber begann sich in mir Freude auszubreiten. Das kleine Wunder in meinem Bauch wuchs und ich erkannte, dass

meine Aufgabe in den nächsten Jahren meine Kinder sein würden. Fortan durfte ich Mami sein und musste Aliyah nicht mehr in die Kita geben. Darüber freute ich mich sehr. Was gibt es Schöneres, als die eigenen Kinder selber zu betreuen? Ich wusste, dass ich die Ausbildung aufschieben musste und ganz für meine Kinder da sein wollte.»

Am 11. Juli 2012 haben Christian und Salome geheiratet. Sie sind ins Appenzellerland gezogen, wo sie sich einst als Schüler kennengelernt hatten. Am 9. Oktober 2012 kam Raiyah zur Welt. Salome sagt: «Ich bin glücklich mit meiner Familie, ich bin endlich zu Hause angekommen.»





MICH HABEN ALLE SO FALSCH EINGESCHÄTZT

Vorname
Jahrgang

Jenni
1990



Das mag ich:
Musik

Viele Musikrichtungen,
zum Beispiel Latino,
Hip Hop, House

Lesen

Alles, was mir in die Hände kommt

Hobbies

Ausgang mit Kolleginnen und Kollegen

Leidenschaft

Kinder, Schönheit, Besuch bei der Kosmetikerin

Lebensmotto

Ich glaube an mich und glaube, dass ich es schaffe.

Jenni musste seit früher Kindheit kämpfen und bekam wenig Liebe. Sie fragt sich heute: «Musste das alles passieren, damit ich heute so bin, wie ich bin? Warum müssen die einen Menschen so viel kämpfen? Warum verläuft das Leben der einen so schwierig und anderen fällt einfach alles zu?»





Jenni Herz befand sich in der Kindheit oft in einer grossen Zerreisprobe. Die Eltern liessen sich scheiden, als sie drei Jahre alt war. Der Vater stand manchmal draussen vor der Tür und forderte sie auf: «Jenni mach auf!» Drinnen war die Mutter, die ihr verbot, die Tür zu öffnen. Die Mutter weinte viel, war geplagt von Depressionen, Angst- und Panikattacken. Ausserdem war sie so mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, dass sie sich kaum um die drei Kinder kümmern konnte.

Den Vater durften die Kinder nur in Begleitung einer fremden Frau besuchen.

Diese waren weitgehend sich selbst überlassen. Den Vater durften die Kinder nur in Begleitung einer fremden Frau besuchen. Die Mutter hatte bald wieder einen Freund, der in die Familie einzog. Jenni verstand nicht, was da vor sich ging.

«Meine Mutter hatte selber eine sehr schwere Kindheit und bekam wenig Liebe. So konnte sie auch nicht lernen, wie man Liebe weitergibt. So sehr sie es sich vielleicht wünschte, sie konnte uns wenig emotionale Wärme schenken. Schön war, dass ich mit meinen Freundinnen aus dem Quartier viel draussen spielen konnte», erinnert sich Jenni.

Niemand interessierte sich für Jenni

Mit dem Eintritt in die Oberstufe bekam Jenni die üblichen Pubertätsprobleme. «Ich hatte total den «Leckmer» drin und niemanden, mit dem ich über meine Fragen und Probleme hätte reden können.» In dieser Zeit machte die Mutter selber eine Therapie. Sie kam dann einmal zu Jenni ins Zimmer und sagte, sie müsse mit ihr reden. «Sie erzählte mir Dinge von meinem Vater, die ich nicht einordnen konnte und die sie auch nur erzählte, weil ihre Therapeutin sie dazu aufgefordert hatte. Es ging um eine Missbrauchsgeschichte im frühen Kindesalter, an die ich mich nicht mehr

erinnern konnte. Ich war ratlos, was ich mit diesen Informationen anfangen sollte. Vor- und nachher wurde nie mehr ein Wort über diese Sache verloren.»

Als Jenni ihren ersten Freund hatte, schaltete sich die Mutter ein: «Sie klärte mich gut auf und ging mit mir zum Frauenarzt», erzählt Jenni. «Sonst interessierte es aber niemanden gross, was ich machte und wo ich mich aufhielt. Immer häufiger stritt ich mich mit dem Partner meiner Mutter.

Wütend machte mich auch, dass sich meine Mutter nicht für mich einsetzte.

Wir wurden oft laut und manchmal auch handgreiflich.» Jenni war die einzige in der Familie, die ihre Meinung klar und deutlich sagte. «Mein Bruder und meine Schwester zogen sich jeweils in die Zimmer zurück, wenn wir so stritten. Wütend machte mich auch, dass sich meine Mutter nicht für mich einsetzte.»

Weitere Turbulenzen

Jenni bekam eine Lehrstelle als Hotelfachfrau. Nach zwei Monaten wurde ihr mit der Begründung gekündigt, der Hotelbesitzer sei mit der Lehrlingsausbildung überfordert. Sie nahm das gelassen zur Kenntnis, ging nicht mehr wie angeordnet in die Berufsschule und sah auch nicht ein, weshalb sie in Interlaken noch irgendwelche Kurse hätte besuchen müssen.

Etwa zur gleichen Zeit trennte sich die Mutter von ihrem langjährigen Partner und Jenni wurde von ihrem Freund verlassen. Etwas später musste die Mutter in

die psychiatrische Klinik. Also brach in Jenni Leben einmal mehr alles zusammen. Sie hatte das Gefühl, dass sie an allem Schuld sei und rutschte in ein gewaltiges Tief. «Ich fand meine Situation unerträglich und es ging mir sehr schlecht. Die andern hatten mich zwar gern, doch sie fanden mich mit Recht auch unausstehlich.»

Jenni wehrte sich gegen alles

Weil keine Person mehr da war, welche die gesetzliche Betreuung übernehmen konnte, wurde eine Beistandschaft errichtet. Jenni kam in eine Pflegefamilie. Weil sie sich von ihrer eigenen Familie abgeschoben fühlte, ging sie täglich zu ihren Kollegen. Dies überforderte die Pflegemutter und es gab Gespräche mit



der Beiständin. Jenni hatte die Wahl, entweder ins T-Home Winterthur oder in ein völlig abgelegenes Heim im Kanton St. Gallen einzutreten.

«Ich entschied mich logischerweise fürs T-Home, da es offener geführt wurde und näher bei meinen Kollegen war. Die erste Zeit nahm ich locker und versuchte einfach, meine Sache durchzuziehen. Am Anfang konnte ich meinen Kopf durchsetzen, was mir das Gefühl gab, bei den Jungs die «Königin» zu sein», erinnert sich Jenni. Sie rief jeden Tag ihre Mutter an, um ihr Vorwürfe zu machen. Irgendwann nahm diese das Telefon nicht mehr ab, weil Jenni so unerträglich war.



Mit der Zeit kam ihr im T-Home vieles sehr schräg rein. Jenni regte sich über die christliche Ausrichtung des T-Home auf, konnte mit diesem «frommen Zeugs» nichts anfangen und fand es «echt psycho». Auch konnte sie sich nur schwer damit abfinden, dass man Geld und Zigaretten abgeben musste. Sie fühlte sich begreiflicherweise stark zurückgestuft, zumal man ihr als Kind kaum Grenzen gesetzt hatte. Jenni lehnte es ab, sich gegenüber einer Bezugs-

person zu öffnen, denn sie hatte keine Lust, irgendetwas von sich preis zu geben. Sie fand es «unterste Schublade», dass sie persönliche Sachen gefragt wurde, wie zum Beispiel ob sie rauche, kiffe, einen Freund und sexuelle Kontakte habe.

Mit Christophe, dem damaligen Hauptleiter des T-Home, verstand sie sich aber ausgesprochen gut und fand ihn «cool». «Doch das System der Partnerfamilie machte für mich völlig keinen Sinn und es brachte mir überhaupt nichts. Woher konnten die Mitarbeiter wissen, was für mich eine gute Familie ist? Aus meiner Sicht müsste so eine Partnerfamilie unbedingt ein freiwilliges Angebot sein», findet Jenni auch im Nachhinein noch. Mit der Zeit begann sie gegen all dies, was ihr nicht passte, zu rebellieren. Sie liess sich von Kollegen Geld, um sich mehr Zigaretten als erlaubt zu beschaffen. Während ihrer T-Home-Zeit konnte Jenni im Kafimüli der Stiftung arbeiten. «Das war noch lässig, und ich erhielt dort gute Rückmeldungen. Dass jedoch das T-Home und das Kafimüli auf dem gleichen Areal sind, fand ich gar nicht toll. Dadurch entging mir die Freiheit eines Arbeitsweges.»

Wer ist hier eigentlich krank?

«Das Heimleben ist schon etwas sehr Spezielles. Du musst mit anderen Jugendlichen zusammen leben, die so krasse Probleme haben. Es war aber nicht nur eine schlechte Zeit für mich. Vielleicht war das auch mal gut, mit Leuten zusammen zu wohnen, mit denen ich sonst niemals im Leben Kontakt gehabt hätte», findet Jenni. «Nach etwa sechs Monaten hatte ich keine Lust mehr, im T-Home zu leben. Ich organisierte

ein Treffen mit der Beiständin. Das war wieder so eine Riesenrunde! Ich fand es jenseits, dass sich so viele erwachsene Personen in einem Raum versammelten, um über mein Leben zu befinden. Da ist man so etwas von ausgestellt!» Als die Beiständin einen Obhutsentzug ankündigte, lief Jenni aus der Runde davon und schrie und wütete nur noch im Zimmer herum. «Da hat man natürlich wieder an meiner Zurechnungsfähigkeit gezweifelt.» Eine beigezogene Psychologin konnte tun was sie wollte, sie kam nicht an Jenni heran. «Für mich waren diese Psychologen krank, nicht ich», betont Jenni. Aufgrund einer Abklärung im KJPD (Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst) wurde entschieden, dass Jenni fortan ihr Leben selber in die Hand nehmen durfte. Sie zog aus dem T-Home aus, fand Unterschlupf bei einer Kollegin und bekam eine Lehrestelle als Kleinkindererzieherin.

Da hat man natürlich wieder an meiner Zurechnungsfähigkeit gezweifelt.

Sie sagt, dass die Lehrzeit fast wie eine Therapie für sie gewesen sei, denn sie habe in der Praxis und in der Berufsschule gelernt, was eigentlich in ihrer Kindheit und Jugend abgegangen war. Die Ausbildung habe ihr sehr gut getan und der Umgang mit den Kindern habe ihr geholfen, eine offene Persönlichkeit zu werden. «Psychisch geht es mir heute gut. Der Verlauf meiner Kindheit hat zweifellos viel kaputt gemacht. Zum Glück hatte ich immer gute Kolleginnen, mit denen ich darüber sprechen konnte», sagt Jenni dankbar.

Fazit über die T-Home-Zeit

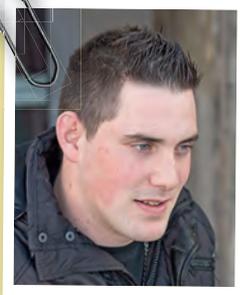
«Ich weiss nicht, ob die Erfahrungen im T-Home positiv oder negativ für mich waren. Weil ich einen so sturen Kopf hatte, wurde ich schliesslich entlassen. Ich war damals masslos enttäuscht und wütend auf alle. Sie haben mich so falsch eingeschätzt und mir nichts zugetraut. Das hat mich wohl recht vorsichtig, ja misstrauisch gemacht. Ich suche jetzt aber immer wieder den Kontakt zu einzelnen Betreuern des T-Home. Wenn ich das vorgeschriebene Alter erreicht habe, möchte ich die zweijährige Zusatzausbildung zur Sozialpädagogin machen.»



ICH WEISS NICHT, WIE ES OHNE RITALIN GEKOMMEN WÄRE

Vorname
Jahrgang

Andy
1991



Das mag ich:

Musik

Hip-Hop

Hobbies

Arbeiten

Leidenschaft

Meine Freundin

Lebensmotto

Frieden ist nicht alles, aber ohne Frieden ist alles nichts.

« Nach sehr schwierigen Teenagerjahren bin ich nun endlich in einer Lehre als Gerüstbauer. Ich glaube, das Schlimmste liegt hinter mir. Meine Jugendzeit war wie ein Karussell, das sich tausendmal im Kreis gedreht hat; mir scheint, jetzt hat es angehalten, denn ich weiss, was ich will. »



«Ich war das Problemkind meiner Familie. Schon früh wurde bei mir ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung) diagnostiziert. Eigentlich waren wir eine ganz normale, gesunde Familie. Doch ich brachte alles durcheinander.» Wenn Andy erzählt, ahnt man das grosse Leiden der ganzen Familie. Er wohnte mit seinen Eltern und der älteren Schwester im Kanton Thurgau. Nebst Kindergarten und Schule absolvierte er viele verschiedene Therapien. Die Eltern suchten intensiv nach Wegen, um ihrem Sohn zu helfen. Um jeden Preis wollten sie das Medikament Ritalin umgehen. Doch schliesslich mussten sie klein beigeben. Andy sagt heute selber: «Ich weiss nicht, wie es ohne Ritalin gekommen wäre. Es hat mir zwar



geholfen, mich zu konzentrieren, doch es veränderte meine Persönlichkeit – es war wie eine Droge. Ich hatte weniger Kraft, ich fühlte mich wie eingeschlossen und es dämpfte mich auch ein wenig. Ich erlebte es so, dass das Medikament aus mir einen andern Menschen machte.» Andy war zwar weniger ner-

vös und weniger aggressiv, was für ihn und sein Umfeld positiv war. Doch er begann schon mit 11 Jahren, nicht mehr auf seine Eltern zu hören.

Diese Frömmigkeit kam mir recht schräg rein. Ja, der Glaube wurde dort sogar zu einem Feindbild!

«Sie kamen nicht mehr an mich heran. Ich tat was ich wollte. Sie konnten mit mir reden so viel sie wollten, ich hörte nicht mehr auf sie. In einer Familientherapie suchten meine völlig überforderten Eltern Hilfe.» Mit 12 oder 13 hatte Andy auch genug vom Ritalin. Er wollte spüren, wie er ohne Medikament zu recht kommen würde. Deshalb begann er, die tägliche Tablette zu verstecken oder wegzuworfen. Vordergründig tat er so, als nähme er sie wie gewohnt ein.

Voll daneben

Mit der Zeit wurde Andy auch gewalttätig, verübte Einbrüche und verursachte Sachbeschädigungen. Im Rückblick sagt er: «Ich machte einen Haufen Scheiss, ich war voll daneben. Unter anderem verübte ich mit Kollegen einen Einbruchdiebstahl. Wir beschafften uns Alkohol aus einer Bar.» Schliesslich bekam er es mit der Jugendanwaltschaft zu tun, die eine Fremdplatzierung anordnete. So kam er in eine Pflegefamilie, wo er die ersten Erfahrungen mit dem christlichen Glauben machte. «Diese Frömmigkeit kam mir recht schräg rein. Ja, der Glaube wurde dort sogar zu einem Feindbild!», sagt er im Rückblick. Nach fünf Monaten ging es nicht mehr in dieser Familie, und Andy kam ins



T-Home der Quellenhof-Stiftung. Doch nicht freiwillig, denn er hatte infolge seiner Straftaten eine «Massnahme» (siehe Kasten) von vier Jahren aufgebremmt bekommen. Er war voller Rebellion gegenüber seinen Betreuern, obwohl es ihm in der Gruppe grundsätzlich gefiel. Er erzählt aber auch: «Wir hatten viel Spass. Ich habe immer dafür gesorgt, dass was los war.»

In der Falle der Fahnder

Inzwischen war er 15 und begann eine Lehre als Zimmermann. Der Arbeitsweg ermöglichte ihm einigen Freiraum, den er ausnützte und genoss. Doch bald hatte er auch «Stress mit dem Lehrmeister», weil er im Lehrbetrieb ebenfalls Diebstähle beging. Nach zwei Lehrjahren wurde deshalb das Lehrverhältnis aufgelöst. Andy empfand es als Strafe, dass er fortan in der Schreinerei der

Quellenhof-Stiftung arbeiten musste. Genau wie zuvor daheim und in der Pflegefamilie begann er auch im T-Home zu tun und zu lassen, was er wollte. Einmal ging er drei Tage auf Kurve. Nach dem Openair Frauenfeld, war er an Sachbeschädigungen und wieder an Einbrüchen beteiligt.

Der Biss ins Bein tat weh, die folgende U-Haft noch mehr und die Einweisung in die Entzugsklinik der Quellenhof-Stiftung am meisten.

Die Polizei jagte ihn und andere regelrecht. In einem Maisfeld in der Nähe von Frauenfeld wurde er von einem Polizeihund aufgespürt und minutenlang festgehalten, bis endlich der Fahnder zur Stelle war. Der Biss ins Bein tat weh, die folgende U-Haft noch mehr und

die Einweisung in die Entzugsklinik der Quellenhof-Stiftung am meisten. Mittlerweile war Alkohol zum Problem geworden: «Den habe ich wirklich gebraucht», gesteht Andy. «Weil ich wegen meinem Benehmen nicht zurück ins T-Home konnte, musste ich in den Quellenhof in die Therapie. Dort hat es mich gewaltig angeschissen, weil ich nicht rauchen durfte.» Nach sechs Monaten kam er wieder auf Abwege und riss einen anderen mit. Deshalb konnte er auch nicht mehr zurück in den Quellenhof. Weil seine Massnahme immer noch lief, kam er ins Best Hope im Appenzellerland. Zufrieden sagt er: «Dort durfte ich wenigstens rauchen.»

Ich fand ein Auskommen als Dieb und Drogendealer.

Endlich frei, doch...

Nach seinem 18. Geburtstag telefonierte er mit der Jugendanwaltschaft. Andy erinnert sich: «Die sagten, wenn ich unbedingt gehen wolle, könne ich gehen, müsse aber selber schauen, wie ich zurechtkomme. Das liess ich mir nicht zweimal sagen!» Mit den Eltern hatte er in diesen Jahren keinen Kontakt mehr. Doch als er mit 19 die «Massnahme» los war, gaben sie ihm 1000 Franken und sagten, er solle selber schauen, wie er durchkomme. «Ich kam umgehend ziemlich auf die Welt, weil ich die Jugendanwaltschaft nicht mehr im Rücken hatte und mir niemand mehr meinen Unterhalt finanzierte. Aber ich fand ein Auskommen als Dieb und Drogendealer.»

Später zog Andy nochmals bei den Eltern ein und suchte einen Temporär-Job,

den er bei der RecyPET in Frauenfeld auch fand. «Ich stand am Förderband und sortierte Petflaschen, den ganzen Tag. Nach drei Tagen hatte ich auch das gesehen,» kommentiert er seinen Abgang trocken.

Das Karussell hat angehalten

Mit Hilfe des Regionalen Arbeitsvermittlungszentrums (RAV) suchte er weiter und fand bei XBau wieder einen Temporär-Job. «Wir machen Gerüstmontage in der ganzen Schweiz und sind spezialisiert auf Aufträge wie zum



Beispiel Brückengerüste und sehr hohe Bauten. Ich bin jetzt schon dreieinhalb Jahre in dieser Firma. Schon nach einem halben Jahr bekam ich eine Festanstellung und bald eine Lehrstelle.» Inzwischen ist Andy im 3. Lehrjahr als Gerüstbauer. Er lebt bei seiner Freundin, die zwei Kinder im Alter von sieben und vier Jahren hat.

«ADHS werde ich immer mit mir tragen. Ich bin immer noch nervös, doch die körperliche Arbeit tut mir gut. Beim

Arbeiten kann ich Aggressionen abbauen und Probleme verarbeiten. Die körperliche Arbeit ist wie ein Ventil für mich.»

Spontan ergänzt Andy seinen Bericht noch: «Übrigens, in der Entzugsklinik habe ich mich für ein Leben mit Gott entschieden oder wie man so sagt den Glauben an Gott gefunden. Doch der Glaube ist wieder davongelaufen. Es

gibt schon einen Gott, doch ich gehe nicht in die Kirche.»

Im Rückblick auf seine Jugendzeit bilanziert Andy: «Mein Leben hat sich wie ein Karussell etwa tausendmal im Kreis gedreht. Jetzt hat es angehalten. Jetzt weiss ich, was ich will.»

Der Massnahmenvollzug ist eine Alternative zum Freiheitsentzug.

Mit einer Massnahme soll dem Behandlungsbedürfnis des Täters und dem Sicherheitsbedürfnis der Öffentlichkeit Rechnung getragen werden. Eine stationäre Massnahme wird in der Regel in speziellen Massnahmenvollzugs-Einrichtungen, getrennt von den übrigen Strafanstalten, durchgeführt. Massnahmen werden bei Taten im Zusammenhang mit Suchterkrankungen oder psychischen Beeinträchtigungen ausgesprochen. Das Gericht kann dann eine spezielle Suchtbehandlung bzw. eine Behandlung der Persönlichkeitsstörung in einer therapeutischen Einrichtung anordnen. Die meist jungen Straftäter sollen in der zugewiesenen Einrichtung einerseits sozialpädagogisch, beruflich und therapeutisch in ihren Kompetenzen und ihrer Persönlichkeitsentwicklung gefördert werden, andererseits soll die Gefahr der Begehung von weiteren Straftaten durch die verurteilte Person verhindert werden. Das T-Home ist berechtigt, Massnahmenvollzüge durchzuführen.



SIE RISS SICH AN DEN EIGENEN HAAREN AUS DEM BETT

Vorname **Elschwa**
Jahrgang **1991**

Das mag ich:

Musik Arabische und klassische Musik
Film Wie ein einziger Tag, Das Leuchten der Stille
Hobbies Kochen und Lesen
Leidenschaft Singen und Tanzen



Aus Schutzgründen für die gesamte Familie werden in Elschwa's Lebensgeschichte keine genauen Ortsangaben gemacht, und die Fotos sind nicht authentisch.

Herausgerissen aus einer idyllischen Kindheit, Flucht aus der Heimat und in einem fremden Land ganz unten beginnen; diese und viele weitere schmerzliche Erfahrungen haben Elschwas Leben fast zerstört. Die junge Frau hofft, dass ihre Seele trotz all dieser traumatischen Erlebnisse heilen wird.



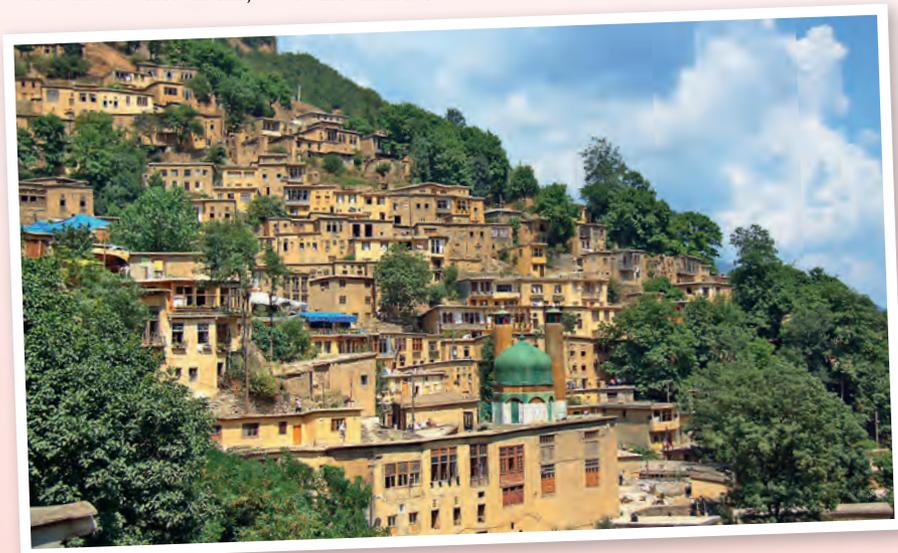
Elschwa befindet sich im ersten Ausbildungsjahr als Kleinkindererzieherin in einer Kindertagesstätte in Winterthur. Die schöne, junge Frau mit ihren langen schwarzen Haaren und den tiefdunklen Augen ist scheu und zurückhaltend. Ist sie Ausländerin? Seit 2009 besitzt sie den Schweizer Pass. Ausserdem spricht sie einwandfrei Schweizerdeutsch. Ihre Familie gehört zum christlichen Volk der Aramäer und lebte bis im Jahr 2000 in einem arabischen Land.

Ihre Familie gehört zum christlichen Volk der Aramäer und lebte bis im Jahr 2000 in einem arabischen Land.

Die Eltern waren beide Lehrer, was ihnen einen gewissen Wohlstand ermöglichte. Den drei Töchtern, von denen Elschwa die Älteste ist, fehlte es an nichts. Sie hatten Spielsachen, gutes Essen und vieles mehr, was die ärmere

Dorfbewölkerung nicht hatte. Die Grosseltern wohnten ebenfalls im grossen Haus, und der Grossvater baute der christlichen Dorfgemeinschaft eine Kirche.

Wenn sich Elschwa an ihre ersten Kindheitsjahre erinnert, strahlen ihre Augen, als würde sie vom Paradies erzählen: «Ich habe dort so viel Schönheit gesehen und wirklich erlebt, wie wunderbar das Leben sein kann! Die Natur war unglaublich üppig, und den Duft in der Luft werde ich nicht vergessen. Dort konnte ich frei atmen.» Elschwa war die Liebblingsenkelnin ihres Grossvaters. Er spazierte jeweils gegen Abend mit ihr auf sein Feld hinaus, wo die beiden zusammen die Natur bewunderten und den wunderbaren Sternenhimmel bestaunten. Oft hatte Grosspapa ein kleines Picknick dabei. Diese positiven Erinnerungen prägten Elschwa und sind heute fast das einzig Tragende in ihrem Leben.



Die grosse Reise

Eines Tages bekam Elschwas Vater die Diagnose Krebs. Der befreundete Arzt riet zur sofortigen Flucht in ein Land, wo er bessere Krebsversorgung bekommen würde. Weil die aramäische Volksgruppe punktuell unter Verfolgung litt, fiel unter diesen Umständen der Entscheidung nicht schwer. Es ging alles sehr schnell. Die Eltern verkauften den Hausrat und sagten den Kindern, sie würden auf eine lange Reise gehen. «Obwohl die Ausreise verboten war, schafften wir es über die Grenze. Traurig war für mich damals, dass ich nicht einmal meiner besten Freundin Adieu sagen konnte.»

Die Eltern verkauften den Hausrat und sagten den Kindern, dass sie auf eine lange Reise gingen.

Über die Fluchtroute will Elschwa nichts erzählen. Aber sie gibt preis, dass es Winter und bitterkalt war; dass sie alle keine warmen Kleider trugen und fast nichts zu essen hatten. Für Elschwa ist diese Reise in traumatischer Erinnerung: Hunger, Durst, Kälte, versteckt auf einem Viehtransporter mitten unter Schafen... Nach Wochen wurde die Familie von ihrem Schlepper in Griechenland an «einem gottverlassenen Ort» abgesetzt. Schmutzig, hungrig und abgekämpft schleppten sie sich zu einem nahen Restaurant.

Gottes Eingreifen

Elschwa ist überzeugt: «Gottes Hand war immer über uns!» Als die Familie das Lokal betrat, stand ihr Vater einem

ehemaligen Schüler gegenüber, der dort Restaurantbesitzer war: Grosse Wiedersehensfreude und Erleichterung, Umarmungen, frische Kleider und endlich wieder zu essen und zu trinken! Nach einer gewissen Erholungszeit



ging die Flucht ohne Papiere weiter. Endlich in Norditalien angekommen, wurden sie von einer Tante aus der Schweiz abgeholt. Nach einer neunmonatigen Flucht kamen sie endlich ins Asylzentrum Kreuzlingen. Elschwa erinnert sich: «Es war ein Schock, diese fremden Menschen, die fremde Landschaft. Alles war wie auf einem andern Planeten!» Rasch bekam die Familie eine Wohnung in der Innerschweiz.

Doch der grosse Druck blieb. Konnten sie bleiben, oder würden sie abgeschoben werden? Diese Unsicherheit war ein unglaublicher Stress für Elschwa. Sie wusste nicht, ob sie sich eingliedern sollte oder mit der Ausweisung rechnen musste. Es dauerte fast zehn Jahre bis die Aufenthaltsbewilligung eintraf.

Traumatisiert und missbraucht

Sprache, Schrift, Alphabet und Kultur waren fremd. Elschwa hatte es sehr schwer in der Schule. Ein Kurde freundete sich mit der Familie an und half



ihr bei der Integration. Doch er nahm sich für seine Dienste auch etwas. Elschwa wurde von ihm über zwei Jahre sexuell missbraucht. Er kam meistens, wenn die Eltern nicht daheim waren. Elschwa hatte unsägliches Heimweh, grosse Integrationsprobleme und wollte die Eltern, die selber genug zu kämpfen hatten, nicht noch mehr belasten. Deshalb verschwieg sie diese Vorfälle. Erst im Oberstufenalter begriff sie richtig, was der Mann mit ihr machte. Als sie sich zu wehren begann, zog er sich zurück. Immer blieb aber die Angst, dass er wieder auftauchen könnte. «Ich entwickelte Ekel- und Schamgefühle mir selber gegenüber, ich wurde sehr ängstlich, konnte nicht mehr schlafen und bekam Alpträume», erzählt Elschwa. Nach einem Velounfall begannen die Depressionen. Sie weinte viel und wollte das Haus nicht mehr verlassen. Manchmal riss sie sich selber an den Haaren aus dem Bett. «Ich hatte enorme Mühe mit dem Aufstehen. Ich

wollte nur noch schlafen. Irgendetwas in mir konnte sich aber immer motivieren, das zu überwinden.»

Obwohl Elschwa die Schule mit sehr guten Noten abschloss, hatte sie keine Lust, einen Beruf zu erlernen. Mehrere Chancen liess sie ungenutzt vorübergehen. Bis sie schliesslich doch noch eine Ausbildung als Detailhandelskauffrau machte. Sie lernte einen Schweizer kennen, der sie sehr liebte und unterstützte. Dieser Freund war es auch, der Elschwa zu einem Psychiater schickte. Aber die junge Freundschaft hielt dem schweren psychischen Leiden nicht stand.

Die Trennung war sehr schmerzlich, doch Elschwa musste ihren Weg vorerst allein gehen. Ein Nervenzusammenbruch brachte schliesslich ans Licht, wie schlecht es um die junge Frau stand. Sie kam für ein halbes Jahr in eine psychiatrische Klinik, wo sie endlich auch über den sexuellen Missbrauch redete. Wirkliche Hilfe fand sie jedoch nicht. Nach dem Klinikaufenthalt war sie so verzweifelt, dass sie zu Gott schrie:

«Gott, ich möchte dich erfahren! Ich kann nicht mehr! Ich mache noch ein einziges Telefon! Hilf mir!» Und das Wunder geschah. Elschwa fand per Telefon «ihre» Ärztin. «Beim ersten Klingeln nahm sie ab. Ich bekam sofort einen Termin. Schon im Wartezimmer spürte ich, dass hier etwas anders ist. Mein Blick fiel auf ein Bild mit einer Schafherde, einem Hirten und dem Spruch: «Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.» «Das ist doch aus der Bibel!» dachte Elschwa.

Gott, ich möchte dich erfahren! Ich kann nicht mehr! Ich mache noch ein einziges Telefon! Hilf mir!

Zur Ärztin fasste die junge Frau sofort Vertrauen. «Sie war wie ein Engel auf meinem Weg, denn sie erfasste rasch, wie schlecht es mir ging und überwies mich in eine Traumaklinik.» Dort lernte Elschwa Leute kennen, die ähnliche Horrorgeschichten erlebt hatten. Und

sie bekam Schritt für Schritt Hilfe. Die Therapeutin schaute mit Elschwa vorwärts und suchte nach Wegen, die sie gehen konnte. Auch der Berater der Invalidenversicherung leitete umgehend eine berufliche Massnahme ein.

So konnte Elschwa in einer Kindertagesstätte (Kita) in Winterthur ein Praktikum antreten. Das bedeutete, daheim ausziehen und eine Wohngemeinschaft suchen. Elschwa fand einen Platz in der Lehrlings-WG der Quellenhof-Stiftung. «Im Sommer 2012 bekam ich dann in meiner Kita die Lehrstelle als Kleinkindererzieherin. Meine Therapeutin glaubte immer an mich. Das half mir sehr», sagt Elschwa dankbar.

Elschwa hat eine Freundin, die einen arabischen Frauentreff leitet. «Wir treffen uns alle 14 Tage zum gemeinsamen Beten und Singen. Es war schon lange mein Traum, für Gott zu singen. Mein grösster Wunsch und mein Gebet zu Gott ist, dass ich mich wieder besser spüre, doch ich muss meiner verletzten Seele Zeit lassen.»

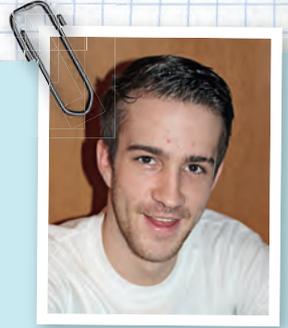
Berufliche Eingliederung IV

Die berufliche Eingliederung behinderter Personen ist ein zentrales Ziel der IV. Dazu bieten die IV-Stellen Dienstleistungen wie Berufsberatung und Arbeitsvermittlung an; ausserdem übernimmt die IV Kosten für die berufliche Ausbildung oder Umschulung. Bei der erstmaligen beruflichen Ausbildung übernimmt sie die Kosten, welche Versicherten aufgrund ihrer Invalidität zusätzlich entstehen. Zur erstmaligen beruflichen Ausbildung zählen: die Berufs- oder Attest-Lehre, der Besuch einer Mittel-, Fach- oder Hochschule, eine Ausbildung für Tätigkeiten im Haushalt und die Vorbereitung auf eine Hilfsarbeit oder auf die Tätigkeit in einer geschützten Werkstätte.



MAN WILL DOCH AUCH EINEN VATER!

Vorname **Razi**
Jahrgang **1987**



Das mag ich:

Musik Hip Hop und House
Film Ziemlich beste Freunde
Games Fifa 13
Hobbies Opel Calibra restaurieren,
Fussball, Familie
Wunschtraum Ein tolles Motorrad



« Vielleicht war es die Scheidung meiner Eltern, vielleicht waren es auch die falschen Kollegen, die mich auf die schiefe Bahn brachten. Auf jeden Fall wollte ich dazugehören und der Beste sein. Der Beste war derjenige, der bei Einbrüchen mehr als alle andern wagte. »

Heute lebt Razi mit seiner Familie in einem bekannten Touristenort der Ostschweiz. Ganz in der Nähe seiner Wohnung arbeitet er als Koch in einem Hotel. Er ist glücklich verheiratet und Vater eines Sohns. Seine etwas grössere Tochter kommt regelmässig zu Besuch.

Weil er das männliche Gegenstück zur Mutter suchte, fand er Kollegen, die ihn beeindruckten.

Doch nicht immer lief es so rund bei Razi. Er war erst sieben Jahre alt, als sich seine Eltern scheiden liessen. Als Ältester von drei Kindern traf es ihn am stärksten, als der Vater ging. Seine Mutter versuchte, ihm und seinen Geschwistern Vater und Mutter zu sein. Razi erzählt: «Sie verwöhnte mich sehr, indem ich alles bekam, was ich wollte. Auch die Grosseltern gaben meinen Wünschen stets nach. Trotzdem war es für mich schwierig, keinen Vater zu haben. Eine Mutter kann einen richtigen Vater nicht ersetzen. Man will doch

auch einen Vater! Ich habe keinen Kontakt mehr zu ihm, doch besitze ich seine Telefonnummer und weiss, wo er wohnt.»

Weil er das männliche Gegenstück zur Mutter suchte, fand er Kollegen, die ihn beeindruckten. Leider waren es die falschen Kollegen. So habe das ganze Theater angefangen mit den Einbrüchen und all dem andern Zeugs, erinnert sich Razi. Wenn er Unfug anstellte, hatte das bei seiner Mutter keine Konsequenzen. Sie war nie länger als einen halben Tag sauer. Der Stiefvater hielt sich raus aus diesen Geschichten.

Aus Langeweile

Razi war kein guter Schüler. Weil es ihm und seinen Kollegen in der Freizeit langweilig war, kamen sie auf dumme Gedanken. Das Verbotene reizte sie. Sie begannen in Lagerhallen und Getränkehandelsfirmen einzubrechen. Alles, was nicht bewacht war und den Blicken von Passanten entzogen war, nahmen sie ins Visier. Im Rückblick analysiert Razi: «Weil ich keine Strukturen hatte, entwickelte ich ein Gangsterverhalten. Wenn man dann bei den Kollegen ist, will man besser und krasser sein als die andern. Wer mehr wagt, wird bewundert!»

Für seine beiden letzten Schuljahre wurde Razi in ein Internat im Kanton Thurgau versetzt. Später konnte er eine Lehre als Koch starten und in einem eigenen Zimmer wohnen. In Berufsschule und Lehrbetrieb lief in den ersten Monaten alles sehr gut. Doch dann lernte er wieder Kollegen kennen, mit denen er auf Diebestour ging. «Dann kam plötzlich die Polizei in meinen Lehrbetrieb, durchsuchte meinen Spind und



mein Zimmer. Sogar daheim bei meiner Mutter suchten sie nach Diebesgut», erzählt Razi. «Die Folge war eine Woche U-Haft mit dem vollen Programm wie DNA, Fingerabdrücken und so weiter.» Das gab ihm zu denken. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, dass etwas nicht richtig läuft. Doch «geheilt» war er noch lange nicht. Seine zweite Lektion war der Rauswurf aus der Lehre nach dem ersten Lehrjahr.

Weil er noch minderjährig war, platzierte ihn die Jugendanwaltschaft im T-Home der Quellenhof-Stiftung. Im benachbarten KafiMüli konnte er glücklicherweise seine Kochlehre fortsetzen und sehr gut abschliessen.

Viele Lektionen gelernt

Für Razi war neu, dass er nun mit Jugendlichen zusammen wohnte, die alle ebenfalls Probleme hatten. Es erleichterte ihn, dass er nicht immer der Sündenbock war, wenn etwas Schlimmes passierte. Man unterschied hier nicht zwischen weissen und schwarzen Schafen. Razi berichtet über diese Zeit: «Am Anfang war es eine grosse Herausforderung, mit Jugendlichen zusammen zu wohnen, die ich nicht kannte; von denen ich nicht wusste, wie sie ticken. Plötzlich musste ich mit einem Wildfremden das Badezimmer teilen.

Wenn man dann bei den Kollegen ist, will man besser und krasser sein als die andern.

Das war im T-Home noch extremer als im Internat. Man kommt sich hier viel

näher, denn man ist am Wochenende auch zusammen. Man lernt sich fast wie Geschwister kennen.» Alles in al-



lem ist Razi mit den meisten Mitbewohnern gut ausgekommen. Auch mit den Betreuern hatte er es gut, obwohl es ihn dann und wann auch nervte, wenn er etwas tun musste, worauf er keine Lust hatte. Insgesamt sei er selbständiger geworden, denn er habe viel gelernt.

Ich bete heute nach wie vor viel, fast täglich.

Oft erhielt er nur Anweisungen und musste dann Aufgaben und Pflichten selber erledigen. Die Strukturen und der klare Tagesablauf waren für ihn ebenfalls wichtig. Heute geht er mit weniger Vorurteilen auf Menschen zu, macht sich sein eigenes Bild und hört weniger darauf, was andere reden. Razi weiss jetzt, wie er mit Aggressionen und Frust umgehen kann: «Ich muss

Wut und Ärger rauslassen und nicht in mich hineinfressen. Wenn nötig schlage ich auf ein Holzschicht, um Aggressionen loszuwerden!» In dieser Zeit hatte er eine Freundin, die für ihn eine Unterstützung war. Mit ihr konnte er unverblümt Dinge bereden, über die er mit den Betreuern nicht sprechen wollte und konnte. In den eineinhalb Jahren im T-Home hatte er Heimweh nach der Mutter. «Ich weinte oft. Wenn ich dann einmal heimgehen durfte, war das sehr schön. Doch nachher war es umso schwerer.» Rückblickend bedauert Razi, dass er durch die räumliche Distanz alle seine alten Bekanntschaften aus der Schule und seinem Dorf verloren hat. Er kenne keinen Menschen mehr. Seine Polizeigeschichten hätten zur Entfremdung gegenüber der Familie, besonders gegenüber seinen Grosseltern väterlicherseits

geführt, bedauert Razi. Doch er hofft, dass er diese Kontakte einmal wieder aufnehmen kann.

Razi sagt danke

Razi erinnert sich: «Der Glaube spielte im T-Home eine gewisse Rolle, aber anders, als in einer Kirche, weniger mit Ritualen. Er wurde eher ganz praktisch gelebt im Umgang miteinander. Ich bete heute immer noch viel, fast täglich. Meistens geht es um kleine Sachen, die für andere gar nicht so verständlich sind. Ich sage innerlich danke!»

Diese praktisch gelebte Art von Glauben hat er bei seiner Bezugsperson erlebt. In die Kirche geht er zwar nicht regelmässig, denn in seinem Job als Koch ist das schwierig. Ausserdem ist er am Sonntag lieber mit seiner Familie zusammen und will sich entspannen.



Auf die Zeit im T-Home folgten verschiedene berufliche Stationen. Unter anderem arbeitete Razi ein Jahr auf dem Bau. Die körperliche Arbeit gefiel ihm. Razi fand stets rasch Kontakt zu Frauen. Er hatte einige Beziehungen. Mit einer Freundin hat er ein Kind. Nach der Trennung von ihr litt er sehr darunter, seine Tochter Ashley so lange nicht sehen zu können. «Ich fand dann Melanie, die mich in dieser schwierigen

Zeit stark unterstützte. Mit ihr stimmte es für mich einfach rundum, deshalb haben wir dann auch bald geheiratet. Sie ist die Mutter meines Sohns Jayden.» Strahlend sagt Razi: «Ich bin wirklich glücklich verheiratet und froh, dass sich so vieles beruhigt hat in meinem Leben.»

Razis persönliche Prävention

«Ich habe jetzt mein Schlechte-Laune-Präventionsprogramm. Wenn ich das Gefühl habe, dass es scheisse läuft, wenn ich die Schnauze voll habe, wenn mich alles nervt, dann game ich. Fifa spielen auf der Play Station macht mich glücklich, da kann ich alles vergessen. Ich kann mit meinem Kollegen Fußball spielen und bin bald wieder bei guter Laune. Klar ist damit nicht alles weg und verarbeitet. Aber ich habe einen Moment Zeit für mich und finde so zur Ruhe.»



ICH BIN EIN HIPPIEKIND

Vorname
Jahrgang

Samuel
1975



Das mag ich:

Musik

Local Natives, Mutemath,
Rebecca Ferguson, Switchfoot

Film

Intouchables, Eternal Sunshine of the Spotless Mind,
Le fabuleux destin d'Amélie Poulain

Lesen

Bible App und Technisches, meist auf Englisch

Hobbies

Film, Fotografie und Grafikdesign

Leidenschaft

Mein Glaube, mein Freundeskreis, meine Filmprojekte

Lebensmotto

Es scheint immer unmöglich, bis es getan ist.

Nelson Mandela

Innert kurzer Zeit hatte sich Samuels Wahrnehmung immer stärker verschoben. Er litt unter Horrorvisionen und Verfolgungswahn. Dabei kam ihm seine ganze Kreativität abhanden. Doch der verlorene Sohn fand zurück und bekam von seinem Vater viel mehr als je zuvor. Lassen wir Samuel erzählen, wie sich alles zugetragen hat.



Ich bin das Kind von zwei 68er-Hippies. Meine Eltern trennten sich, und ich wuchs bei meiner Mutter auf. Wir wohnten in verschiedenen Hippie-Wohngemeinschaften, bis sie von einer Verwandten Geld erbt. Darauf zogen wir ins Ausland und lebten von diesem Geld in Marokko und auf Sardinien in bescheidenen Verhältnissen. Ich erinnere mich, dass wir einmal in einem verlassenen Haus wohnten, dessen Dach auf einer Seite eingestürzt war. Wir schliefen auf der andern Seite in Schlafsäcken. Meine Mutter hatte viel Zeit für mich und kümmerte sich gut um mich.



ich mich in diesem Haus nie wohl. Ich fühlte mich ständig beobachtet, obwohl niemand da war.

Unschuldiger Schlaf

Einmal als wir aus Marokko ausreisen wollten, wurde der gesamte VW-Bus meiner Mutter am Zoll durchsucht, weil sie ein Hippie war. Unter meiner Matratze hatte sie den Hanf versteckt. Ich schlief darauf, und sie flehte den Zöllner an, mich doch in Ruhe zu lassen, da ich eben erst eingeschlafen sei. Sie durchsuchten den ganzen Bus, bis auf meinen Schlafplatz und fanden den Hanf nicht.

Samuel versteht die Bilder

Als wir zurück in die Schweiz kamen – ich war etwa sechs – zogen wir in eine alte Villa im Säuliamt. Zusammen mit uns wohnten ein Magier und sein Medium in dieser WG. An Weihnachten war ein gut 50 cm langer Joint ihr Highlight. Der Magier malte sehr düstere Bilder, die ich immer wieder anschauen wollte. Er sagte: «Samuel ist der einzige Mensch, der meine Bilder versteht!» Ich selber fand sie schrecklich, aber sie zogen mich an. Malen war von klein auf auch meine Leidenschaft. Ich konnte mich stundenlang damit beschäftigen. Trotzdem fühlte

Eines Tages wurde meine Mutter von einer ehemaligen Kollegin besucht. Die beiden kamen auch auf den Glauben zu reden. Da meine Mutter am Tiefpunkt ihres Lebens war, öffnete sie ihr Herz für den Glauben an Gott. Dadurch veränderte sich ihr Leben positiv. Sie kam von den Drogen los und wir zogen ins Limmattal in eine christliche Wohngemeinschaft.

Hier hatte es zwei Männer, die für mich wie Väter waren. Einer baute mir sogar eine Seifenkiste! Wir gingen in die Kirche und ich in die Sonntagschule, wo ich viel Prägendes über den Glauben, Gott und die Bibel lernte.

Plötzlich autoritär

Meine Mutter distanzierte sich in dieser Zeit von der antiautoritären Erziehung, und ihr Umgang mit mir wurde eher autoritär. Das war für mich sehr schwierig und irgendwie unberechenbar. Zumal ich ein sehr wildes Kind war, das ständig Flausen im Kopf hatte. Schule war nicht mein Ding, doch in der Pause und auf dem Schulweg blühte ich auf. Ich gab den Ton an, weil ich immer kreative Ideen hatte. Auch in der Sonntagsschule mischte ich immer wieder den Unterricht auf.

Ich rechnete mit Gott ab, obwohl die Schuld eigentlich bei seinem Bodenpersonal lag.

Es war nichts sicher vor mir! Trotzdem wollte ich seit meiner Kindheit mit Gott durchs Leben gehen. An einem christlichen Jugendkongress in Lüdenscheid in Deutschland hatte ich ein starkes Glaubenserlebnis, bei dem ich Gott unmittelbar zu spüren glaubte.



Zurück in meiner Kirche erzählte ich hell begeistert davon, doch die Leute verstanden das überhaupt nicht, sondern bremsten mich total aus. Das ver-

letzte mich so tief, dass ich mich enttäuscht vom Glauben abwandte. Ich sagte mir, wenn mich Gott wirklich will, dann muss er um mich kämpfen. Ich rechnete mit Gott ab, obwohl die Schuld eigentlich bei seinem Bodenpersonal lag.

Erste Krankheitszeichen

Ich begann mein Leben in vollen Zügen auszukosten. Ich konsumierte einiges an Drogen. Es war Bewahrung, dass ich nicht suchtkrank wurde. Schon immer war es mein Traum, mich beruflich einmal gestalterisch, künstlerisch und auf jeden Fall kreativ auszuleben. Ich fand jedoch keine Lehrstelle. Ich bekam immer mehr Probleme und Streit mit der Mutter, bis ich mich entschloss, für ein Jahr zu meinem Vater nach Sardinien zu gehen. Ich kam in seine Familie mit Halbbruder und Stiefschwester und konnte in einer Kunstschlosserei arbeiten. Mit 18 ging ich in die Schweiz zurück und begann eine Coiffeurlehre, aus der ich aber nach einem Jahr davonlief. Darauf absolvierte ich eine Maurerlehre.

Es war Bewahrung, dass ich nicht suchtkrank wurde.

Doch der raue Umgang auf dem Bau gefiel mir nicht. Weil ich immer schon gemalt und fotografiert hatte, bestand ich die Aufnahmeprüfung des Vorkurses der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich und begann danach ein Filmstudium in Luzern, welches ich mit dem Bachelor abschloss. Später ging ich als Freelancer in dieser Branche völlig auf. Ich konnte viele Erfolge

feiern, doch ich arbeitete zu viel. In diesem grossen Stress drin spürte ich bei mir erstmals Anzeichen von Wahrnehmungsverschiebungen. Einmal, nach einem frustreichen, stressigen Arbeitstag, wollte ich einfach Dampf ablassen. Nach sieben Jahren Drogenabstinenz konsumierte ich Ecstasy in konzentrierter Pulverform. Das schlug wie ein Blitz ein. Ich hatte ein Blackout von mehreren Stunden. Als ich wieder zu mir kam, war es Morgen, und ich trampelte barfuss in Scherben herum. Ich wusste nicht mehr, wo ich war und hatte auch meine Schuhe verloren.

Gott wartet

Gott musste nicht um mich kämpfen, ich bekämpfte mich die ganze Zeit über selber. Als ich am Boden zerstört war, stupfte er mich sanft an und hielt mir seine helfende Hand hin.

Lebenswendende Veränderung

Dieses Ereignis hatte schwere Folgen. Zwei Wochen konnte ich nicht mehr schlafen und meine Wahrnehmung der Realität verschob sich immer mehr. Ich bekam Horrorvisionen, Verfolgungswahn und geriet in eine Psychose. Ich konnte nicht mehr arbeiten und musste schliesslich für vier Monate in die Psychiatrische Universitätsklinik. Nach meiner Entlassung konnte ich mit Medikamenten wieder ein ziemlich normales Leben führen. Zu meiner Freude bekam ich eine Anstellung bei Apple. Bald konnte ich zu Schulungszwecken für einen Monat nach England und

nach Amerika. In dieser Zeit setzte ich nach und nach die Medikamente ab. Der Jetlag brachte mich jedoch erneut ins Straucheln, was dazu führte, dass ich wieder arge Schlafprobleme bekam. Diesmal waren keine Substanzen im Spiel. Trotzdem wurde es so schlimm, dass ich wieder in die Klinik musste. Ich fand in dieser Zeit erneut zum Glauben.

Die meisten Menschen, die die gleiche Diagnose wie ich haben, beziehen eine IV-Rente und arbeiten an einem geschützten Arbeitsplatz.

Lernen, mit der Krankheit zu leben

Mein Psychiater riet mir davon ab, weiterhin in der Filmbranche zu arbeiten. So entschied ich mich für eine Therapie im Quellenhof um zu lernen, mit meiner psychischen Krankheit umzugehen. Ich durfte im Mediawerk der Quellenhof-Stiftung eine Lehre als Polygraf machen.

Ein Rückfall ist nicht ausgeschlossen. Aber ich habe in der Therapie und durch psychiatrische und seelsorgerliche Begleitung gelernt, wie ich erste Anzeichen erkennen und angehen kann. Ich weiss wie reagieren, bevor es ein schlimmes Ausmass annimmt. Nicht zuletzt auch durch den Glauben an Gott und seine Hilfe habe ich bis jetzt kleinere und grössere Attacken überstanden und Heilung erfahren. Die meisten Menschen, die die gleiche Diagnose wie ich haben, beziehen eine IV-Rente und arbeiten an einem geschützten Arbeitsplatz. Dies wollte ich unter keinen Umständen.



Nach meiner zweiten Psychose hatte ich meine ganze Kreativität verloren. Inzwischen habe ich sie in hohem Mass wieder zurück erhalten. Mein Leben erinnert mich an das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn. Ich finde, dass ich ein Paradebeispiel für

diesen Sohn bin. Ich lief weg und verspielte alles, was ich hatte. Als ich umgekehrt bin, habe ich von meinem himmlischen Vater mehr erhalten, als ich je zuvor besass.

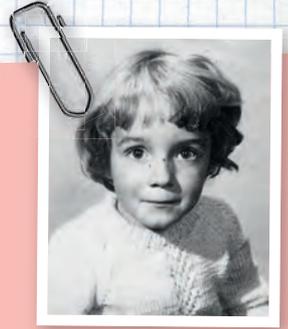
Samuel ist der Gestalter dieser Publikation



ICH HABE HEILUNG ERFAHREN

Vorname
Jahrgang

Renée
1981



Das mag ich:

Musik

Joss Stone,
Amy Mac Donald

Film

Noch ein letztes Mal Ferien

Lesen

Tratsch- und Klatschheftli,
«Wir Eltern» sowie Hundemagazine

Hobbies

Meine Hunde und Puzzles

Leidenschaft

Meine Familie

Lebensmotto

Gib nie auf!

Als Renées Familie in das Haus der Grosseltern einzog, begann eine schwere Zeit. Die Mutter wurde von all den Belastungen ihrer Kindheit eingeholt, sodass immer wieder Klinikaufenthalte notwendig wurden. Obwohl der Zusammenhalt in der Familie gross war, gab es Ereignisse, die Renée damals niemandem sagen konnte.



Renée erzählt über ihre Kinder- und Jugendzeit: «Mein Vater ist Irländer und meine Mutter Schweizerin. Bis 1985 lebten wir in Irland. Infolge der Wirtschaftskrise zogen mei-



ne Eltern mit uns vier Kindern in die Schweiz in eine kleine Wohnung. Für uns war das eine gewaltige Einengung. Hatten wir doch in Irland ein Haus, viel Platz und keine Nachbarn, die sich an unserer Art störten. Mein Vater fand als Kunstschlosser sofort Arbeit, obwohl er damals kein Deutsch konnte. Als ich in der 3. Klasse war, konnten wir das grosse Bauernhaus meiner Grosseltern übernehmen. Das war ein fataler Fehler.

Meine Mutter hatte viel Blut hinterlassen, überall, auf dem Bett, am Boden.

Der verstorbene Vater meiner Mutter war schwer depressiv und aggressiv. Kaum wohnten wir in diesem Haus, wurde meine Mutter massiv von ihrer schwierigen Kindheit eingeholt. Sie

bekam starke Depressionen. Auch die vielen Umbauten im Haus halfen nicht, die Erinnerungen zu mildern. Lange wehrte sich meine Mutter gegen einen Klinikaufenthalt. Sie war sehr tapfer und wollte uns Kinder nicht belasten.

Viel Blut im Schlafzimmer

Trotzdem war der Tag nicht abzuwenden, an dem sie in die Klinik musste. Ich war 10-jährig, als sie förmlich weggesperrt wurde. An diesem Tag, als ich von der Schule heimkam, war daheim eine komische Stimmung. Mein Bruder sagte nur, ich solle nicht ins Schlafzimmer. Natürlich ging ich doch und da sah ich, was passiert war: Meine Mutter hatte viel Blut hinterlassen, überall, auf dem Bett, am Boden. Es war grässlich. Wie in einem Wahn begann ich zu putzen.

Für meine Mutter folgte eine Reihe von Klinikaufenthalten. Wenn sie daheim war, mussten wir sie nachts oft draussen suchen gehen. Es war eine konstante Angst, dass sie sich etwas antun könnte. Die Depression hatte sie so gefangen und doch wollte sie so gerne für die Familie stark sein. Trotz alledem habe ich auch heute noch nicht das Gefühl, dass mir die Mutter gefehlt hat.

Gute Eltern

Am Anfang besuchte ich sie gerne in der Klinik. Doch in einem gewissen Alter konnte ich einfach nicht mehr hin, weil sie nicht in diese eingesperrte Umgebung passte. Das gab Streit mit meinem Vater. Er wollte so gerne die Familie zusammenhalten; wollte, dass ich sie besuche, wie er es auch täglich machte! Er war ein sehr guter Vater,

war präsent und hat diese schwere Zeit vorbildlich durchgestanden.

Eines Tages anerbot sich ein Nachbar, der Lastwagenchauffeur war, mich ab und zu auf Fahrten mitzunehmen. Dies entlastete meinen Vater sehr, da er ja voll berufstätig war. Anfangs gefiel es mir, mit dem Mann unterwegs zu sein, doch dann haben die sexuellen Übergriffe begonnen und dauerten über zwei Jahre. Ich getraute mich nicht, jemandem davon zu erzählen.

In dieser Zeit war ich sehr viel traurig, vielleicht auch depressiv. Ich suchte nach Verständnis, Unterstützung und Hilfe, doch fand ich keinen Menschen, der mich verstand. Einzig mein Lehrer ahnte etwas von meiner Situation. Auf der Suche nach einem Ort, wo man mich auffangen konnte, stiess er auf den Quellenhof. Er begleitete mich, um mit mir dieses Therapiehaus anzuschauen. Auf dem Weg dorthin bekam ich immer mehr Angst, denn ich wollte Vater und Mutter nicht allein lassen.

Ich hatte das Gefühl, ich müsse zu den Eltern schauen.

Im Quellenhof machte man mit mir eine absolute Ausnahme: Ich war erst 15 und eigentlich hätte man für eine Therapie 18 sein müssen.

Über zwei Jahre hat das gedauert, und ich getraute mich nicht, es jemandem zu erzählen.

Ich konnte eine Haushaltungsschule machen und parallel dazu am Therapieprogramm teilnehmen. Sehr schnell hatte ich mich eingelebt und fühlte mich wohl in dieser «riesengrossen Familie». Der Quellenhof war das Beste, was mir damals passieren konnte, denn so kam ich auch von diesem Lastwagenchauffeur weg. Und ich fand endlich Halt im Glauben an Jesus Christus!





Freiheitsdrang und Wende

Heimlich begann ich eine Beziehung mit einem anderen Therapieteilnehmer. Als das auskam, musste dieser Mann gehen. Ich verstand dies natürlich überhaupt nicht. Nach eineinhalb Jahren hatte ich plötzlich das Gefühl, jetzt sei genug; ich wollte frei sein, wollte rauchen, wollte in den Ausgang. Ich brach die Therapie ab und ging heim zu den Eltern. Sie hatten inzwischen das Bauernhaus verkauft und ein neues Haus gefunden. Durch eine Kollegin begann ich Heroin und Kokain zu konsumieren. Dies erzählte ich meiner grossen Schwester, die mich kurzerhand aus dem Haus schmiss. So zog ich zu meinem Freund. Wir konsumierten gemeinsam und halt eben immer ein wenig mehr.

Eines Tages merkte ich, dass ich auf diese Art mein ganzes Leben wegwerfe. Ich kam zum Schluss, dass ich eine Kehrtwende machen muss. Ich glaube wirklich, dass Gott an diesem Tag zu mir geredet hat. Per Handschlag bekam ich innert drei Tagen eine Wohnung und verliess meinen Freund. Meine Eltern halfen mir beim Umzug und Einrichten und ich fasste den festen Entschluss,

wieder in ein geregeltes Leben zu kommen. Dank meinem starken Willen ist mir das auch gelungen.

Ich machte eine Lehre als Schuhverkäuferin und wurde bald Filialeiterin. Noch immer ging ich gerne in den Ausgang, hatte verschiedene Männerbeziehungen und trank viel Alkohol, weil er mich locker machte und mich vergessen liess.

Mails, Spaziergänge und Antrag

Dank meiner Schwester, die heute noch meine beste Freundin ist, lernte ich meinen heutigen Ehemann Marco kennen. Zwischen ihm und mir begann es mit einem Mail, in dem ich ihn fragte, ob wir zusammen mal mit den Hunden spazieren gehen wollten. Marco hatte schon länger ein Auge auf mich geworfen, deshalb sagte er entschlossen zu. Wir merkten auf diesen Spaziergängen, dass wir sehr gut zusammen reden konnten.



Auf einer Klippe am irischen Meer hat Marco mir dann den Heiratsantrag gemacht.

Rückblickend bin ich sogar dankbar für alles, was ich erlebt habe.

Heute sind wir bereits drei Jahre verheiratet. Marco ist neun Jahre älter als ich und war schon einmal verheiratet. Ich konnte seine beiden Kinder sehr gut annehmen. Wir hüten die beiden jedes zweite Wochenende. 2012 kam unsere kleine Shanon zur Welt und 2013 erwarten wir unser zweites Kind. Wir sind eine wirklich glückliche Familie und ich darf immer wieder spüren, wie Gott mich geheilt und meinen Schmerz weggenommen hat. Inzwischen kann ich meinen Glauben auch mit meinem Mann teilen. Rückblickend bin ich sogar dankbar für alles, was ich erlebt habe. Ich stehe mit beiden Beinen im Leben und merke, dass ich einen großen Gott an meiner Seite habe.»



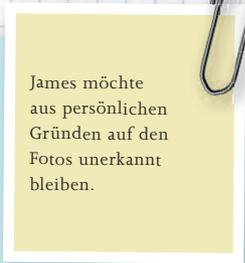
ICH LIESS MICH NICHT ERWISCHEN

Vorname
Jahrgang

James
1993

Das mag ich:

Musik	Alles was bounced
Film	Der Hooligan I und II
Hobbies	Mechen, Unihockey, Fussball, Eishockey, mit Kollegen ausgehen
Leidenschaft	Skifahren, Wandern, Ausgang, Hockeymatch
Lebensmotto	Schau nach vorne und nicht zurück.



James möchte
aus persönlichen
Gründen auf den
Fotos unerkant
bleiben.



Eigentlich
ging bei James alles gut an.
Trotzdem fand er sich als Elfjähriger in einem Kinderheim
wieder. Sein Weg durch die Teenagerjahre war voller Stol-
persteine. Doch die vielen schwierigen Erfahrungen liessen
ihn wachsen und reifen. Inzwischen weiss James, was er
will und gibt «Vollgas».

Nicht alles verlief gradlinig in James' Kinder- und Jugendjahren: «Ich wuchs als Einzelkind auf. Meine Eltern liebten und verwöhnten mich. In besonders guter Erinnerung bleiben mir die vielen Familienausflüge in der Schweiz. Wir waren als kleine Familie in der Nachbarschaft und im Freundeskreis meiner Eltern gut integriert, und ich fühlte mich wohl. Ich spielte leidenschaftlich gern im Freien und war wenig daheim. Schon immer hatte ich einen grossen Bewegungsdrang. In der Schule war ich manchmal der Aussen-seiter, und ein Nachbarsjunge hatte es besonders auf mich abgesehen. Deshalb taten mir die Ferienwochen



auf dem Bauernhof gut. Dort lernte ich vieles, was man in der Stadt nicht lernen kann: zum Beispiel Traktor fahren! Mein damaliger Berufswunsch war denn auch Bauer.

Ein Schatten auf meiner bis anhin schönen Kindheit war der psychische

Zustand meiner Eltern. Der Vater hatte grosse gesundheitliche Probleme und in der Folge einige schwere Operationen. Dies war für meine Mutter sehr schwer. Während meiner Primarschulzeit musste sie wegen Depressionen mehrmals in eine psychiatrische Klinik, was wiederum für mich als Kind nicht einfach war.

Ich war am Ende, weinte nur noch und wollte nicht mehr in die Schule.

Mit elf Jahren ging es auch mir immer schlechter. Ich war am Ende, weinte nur noch und wollte nicht mehr in die Schule. Ich war schwermütig und es ging einfach nichts mehr. Ich wurde ins Spital eingewiesen, wo ich fünf Wochen auf der Kinderabteilung blieb. Die Pflegerinnen kümmerten sich gut um mich und mit der Zeit fühlte ich mich besser. Meine Eltern hatten viele Gespräche mit Fachleuten, um eine möglichst gute Lösung für mich zu finden. Die Einweisung in ein Kinderheim war für sie zwar sehr schwer, jedoch von ihrer damaligen Belastbarkeit her notwendig.

Mein Leben als Heimkind

Im Kinderheim hatte ich am Anfang Mühe mit der neuen Schulklasse, den neuen Kollegen und den neuen Bezugspersonen. Als Zweitjüngster wurde ich ausgegrenzt. Doch ich lernte, mich zur Wehr zu setzen. Ich hatte Heimweh. Auch ging ich nach wie vor gerne nach draussen, weil ich mich bewegen wollte. Die Hausordnung war sehr strikte. Wer sie zu übertreten wagte, bekam

Hausarrest. Ich wagte es trotzdem, auf Kurve zu gehen; ich wollte einfach frei sein und draussen spielen. An den Wochenenden konnte ich glücklicherweise immer nach Hause.

Rauswurf

Nach etwa drei Jahren im Heim beging ich eine Regelübertretung. So wurde ich von einem Tag auf den andern rausgeworfen. Ich kam für drei Monate in eine SOS-Pflegefamilie. In der Zwischenzeit suchten meine Beistandin und meine Mutter einen neuen Heimplatz für mich, wo ich die Schule fertig machen konnte. Die Wahl fiel aufs T-Home der Quellenhof-Stiftung.

Nach etwa drei Jahren im Heim beging ich eine Regelübertretung. So wurde ich von einem Tag auf den andern rausgeworfen.

Im Heim zu leben, war zwar nichts Neues für mich, doch die Regeln und Hausordnungen sind hier krasser als in einer Pflegefamilie. Am Anfang war ich wieder der Aussenseiter, weil ich der Jüngste war und mich zu einer Jugendliebe bekannte. Ein rechtsradikaler Typ im T-Home verhöhnte meine Gang und mobbte mich deswegen. Ich ging aber nie zu den Betreuern, sondern frass den Frust in mich rein. Sie merkten aber doch, dass etwas nicht stimmte, und es kam zu Gesprächen mit allen Involvierten. Dann ging es spürbar besser. Wir taten uns zu einer richtigen Clique zusammen. Manchmal gingen wir nachts ab, trafen uns im Park zum Rauchen und so. Gegenüber den Be-

treuern wollte ich als braver Junge dastehen, damit ich meine Freiheiten behalten konnte. So konnte ich Hockeymatches oder meine Eltern besuchen. In der Schule kiffte ich viel



und dealte auch. Damit ich nicht erwischt wurde, informierte ich mich jeweils über die Arbeitspläne, weil gewisse Betreuer den Durchblick nicht hatten für das, was wir nebenher trieben.

Ein Mädchen stirbt

Als eine Mitbewohnerin des T-Home infolge eines Herzversagens starb, war das für uns alle ein einschneidendes Erlebnis. Die Konfrontation mit dem Tod einer so nahen Mitbewohnerin hat mich sensibel, vielleicht auch reifer, aber auch aggressiver gemacht. Dumme Bemerkungen in der Schule zum Thema Tod konnte ich nicht mehr ertragen. In der Zeit meiner Berufswahl

interessierte mich der Mechaniker-Beruf. Nach Schnuppertagen kamen gute Rückmeldungen, was mich bestärkte, in diesem Bereich weiterzuschauen.

Dumme Bemerkungen in der Schule zum Thema Tod konnte ich nicht mehr ertragen.

Als ich mich für den Beruf des Landmaschinenmechanikers entschieden hatte, ging ich mit einem Betreuer etwa fünf Betriebe abklappern. Bei einer Firma bekam ich dann den Lehrvertrag. In dieser Zeit erwischte mich die Polizei erneut mit Hasch. Der Leiter des T-Home drohte mir, den zukünftigen Lehrmeister zu benachrichtigen. Ich fürchtete mich sehr vor den Konsequenzen. Deshalb machte ich Schluss mit Drogen. In der folgenden Zeit habe ich mich zu einem selbständigen Ju-



gendlichen entwickelt. So konnte ich zwei Monate vor Lehrstart wieder regulär nach Hause zurückkehren.

Langsam erwachsen

Inzwischen bin ich im 3. Lehrjahr, und ich gebe Vollgas. Es ist mein Wunschberuf, den ich gut abschliessen will. Zwar ist auch hier in der Firma nicht alles toll, doch ich habe nach der Lehre weitere Zukunftspläne.

Eine Beziehung zu Gott? Die existiert eher so nebenbei. Nicht so wie früher, als ich noch in die Sonntagsschule ging. In Sachen Freiheit bin ich immer noch der Gleiche. Ich bin viel im Ausgang. Ich gehe gerne an Spiele von EHCW und GC. Auch rauche ich noch regelmässig, und Alkohol ist auch Teil meines Lebens, doch das Kiffen konnte ich bis heute lassen.

Mit den Betreuern hatte ich Stress, aber wenn ich zurückschauen, weiss ich, dass sie gut zu mir geschaut haben.

Rückblick und Ausblick

Die T-Home-Zeit war eigentlich eine gute Zeit. Die auswärtigen Gemeinschaftswochenenden und Ferien waren meine Highlights. Alle aktiven Unternehmungen waren für mich der Hammer. Mit den Betreuern hatte ich Stress, aber wenn ich zurückschauen, weiss ich, dass sie gut zu mir geschaut haben. Jetzt habe ich mit allen eine prima Beziehung. Auch mit andern «Ex-T-Homern» habe ich immer noch Kontakt, und wir treffen uns regelmässig. Ich kann die Vergangenheit gut hinter mir lassen und schaue vorwärts.

Mein grosses Ziel war, mit 18 die Autoprüfung zu machen und ein eigenes Auto zu besitzen, um unabhängig zu



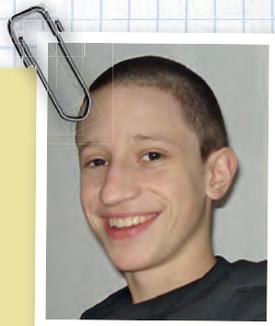
sein. Dies habe ich erreicht und darauf bin ich stolz. Nach der Lehre möchte ich gerne noch eine landwirtschaftliche Ausbildung machen und ein Jahr nach Kanada verreisen. Später möchte ich einmal eine eigene Familie haben. Ich hatte schon einige Freundinnen, aber eine Frau zum Heiraten habe ich noch nicht getroffen. «Doch das hat ja auch noch Zeit ...»



EIN HEISSER WUNSCH WIRD NIE ERFÜLLT

Vorname
Jahrgang

Nando
1990



Das mag ich:

Musik

Ska Punk, Reggae,
Goa, Progressiv, Psy

Lesen

Mark, Kafka, Das Recht auf Faulheit von Paul Lafargue

Hobbies

Snowboarden, Natur

Hobbies

Meine Kollegen, Kämpfen für eine bessere Welt

Lebensmotto

Irren ist menschlich, Fehler passieren,
Hauptsache man lernt daraus.

Irgendwie hat ihm der Boden von Anfang an gefehlt. Sein Selbstwertgefühl wurde nirgends gestärkt, und trotzdem musste er erwachsen werden. Im Militär lernte Nando viel fürs Leben und erkannte, dass auch mit Disziplin einiges zu schaffen ist. Ein wichtiger Meilenstein war, als er seinem Stiefvater vergeben konnte.



Wenn Nando aus seinem Leben erzählt, kommt immer wieder unmissverständlich der heisse Wunsch nach einem Vater hoch. Einzig sein Grossvater war und ist bis heute sein Vaterersatz.

Nandos Mutter war 19, als sie ihn gebar. Seinen leiblichen Vater hat er nie kennengelernt, denn der war drogensüchtig und starb als sein Sohn fünfjährig war. Später lernte die Mutter im Kanton Graubünden, wo sie wohnten, einen Ski-lehrer kennen. Bald heirateten sie und der neunjährige Nando freute sich darauf, nun einen Papa zu haben. Doch nach der Hochzeit träumte er einen eigenartigen Traum, den er nie mehr vergass. Er sah hässliche, lachende Gesichter. Einige davon waren lebende Personen, die er kannte, andere begegneten ihm später im Leben und hatten stets einen Zusammenhang mit schwierigen Erlebnissen.

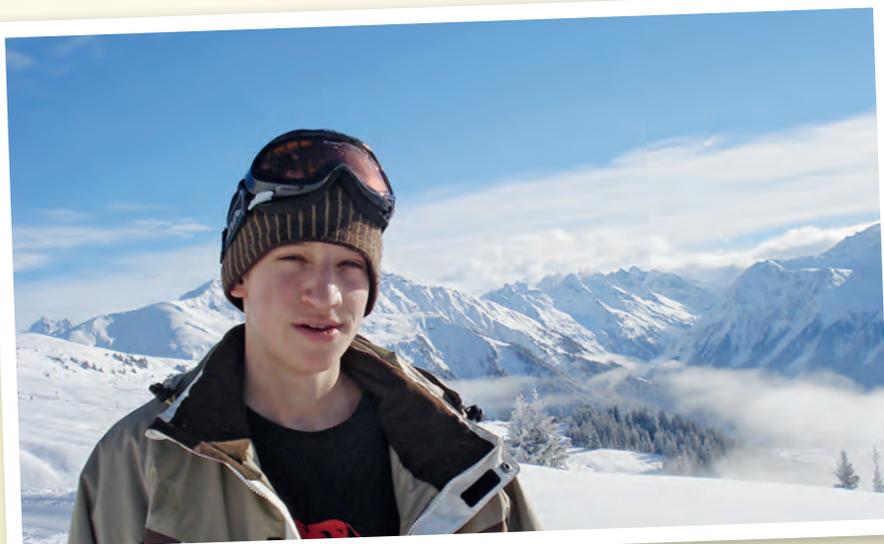
Sehnsucht nach Anerkennung

Die Freude über den Papa verlief rasch. Nando erinnert sich: «Ich konnte ihm

nichts richtig machen. Ich bekam keine Komplimente, dabei sehnte ich mich so nach seiner Anerkennung. Meine Mutter musste ständig zwischen mir und meinem Stiefvater vermitteln.» Mit der Zeit hatte Nando das Gefühl, an allem schuld zu sein. Seine Kindheit war nicht mehr glücklich. In den nächsten Jahren gebar die Mutter noch zwei Mädchen.

Er konsumierte übermässig Alkohol und landete mit einer Alkoholvergiftung im Spital.

Nando freute sich an den beiden Halbschwwestern, denn er hatte sich auch immer Geschwister gewünscht. Doch der grosse Traum von einem guten Vater und einer intakten Familie ging nicht in Erfüllung. Stattdessen gab es nur Probleme und Streit.



Ich wollte es ihnen beweisen

«Am Anfang meiner Pubertät fühlte ich mich daheim und in der Schule so sehr allein gelassen, dass ich nur noch in meinem Zimmer sein und gamen wollte. Zu



viel beschäftigte mich; zu viel tat weh. Dabei wollte ich so gerne cool und anerkannt sein!» sagt Nando.

In einem Konfirmationslager wollte er allen beweisen, dass er einen drauf hatte: Er konsumierte übermässig Alkohol und landete mit einer Alkoholvergiftung im Spital. Im ganzen Debakel des Konfirmationsbesäufnisses wurde ein Schuldiger gesucht – und wieder war es Nando!

Dieses Vorkommnis hatte zur Folge, dass er mit 15 in ein Schulheim und in eine Pflegefamilie kam. Doch nichts wurde besser für ihn. Weder in der Pflegefamilie noch in der Schule fühlte er sich verstanden.

An einem Fest lernte Nando neue Kollegen kennen, die ihn so akzeptierten, wie er war. Sie tranken viel Alkohol und konsumierten Drogen. Nando sagt im Rückblick: «Obwohl ich jene Zeit nicht missen möchte, prägten mich diese Kollegen negativ. Ich lernte aber auch, was Zusammenhalt und soziale Kontakte be-

deuten, und mein Selbstvertrauen wurde gestärkt.» Überall stiess Nando an. Das 10. Schuljahr musste er vorzeitig verlassen. Der Onkel, bei dem er dann arbeitete, wollte ihm ins Leben drein reden, was Nando gar nicht ertrug. Schliesslich ging er wieder nach Hause. Aber dort wurde er wieder mit dem Stiefvater konfrontiert und Muster von früher kamen wieder hoch. Die Zeit war reif für eine grundlegende Veränderung in Nandos Leben.

In der Stadt

Die Mutter stiess auf das T-Home in Winterthur. Obwohl Nando seine Familie und seine Kollegen nicht gerne verliess, sah er für sich eine neue Chance in der Stadt: «Ich fühlte mich als Bergbauer in der grossen Stadt, der keine Ahnung hat, was hier alles abgeht. Doch ich bin der Typ, der gerne Neues ausprobiert. Ich war offen für alles und befand mich bald unter rechtsextremen Kollegen. Diese neuen Freunde waren für mich wie eine Ersatzfamilie und gaben mir viel. Obwohl ich wusste, dass die Botschaft des Rechtsextremismus nicht gut war, fühlte ich mich angezogen. Es ging ums Rebellieren. So rutschte ich in diese Szene, war aber selber nicht immer konsequent. Ich kiffte zum Beispiel, was eigentlich verpönt war. Irgendwann begann ich, mir ernsthaft Gedanken über diese Ideologie zu machen, besonders, als es um die Verherrlichung eines Massenmörders ging. So verabschiedete ich mich nach eineinhalb Jahren von diesen Leuten.»

Mehr Selbstvertrauen

Das T-Home tat Nando gut. Er spürte, wie ihn die andern Jugendlichen und die Mitarbeiter akzeptierten. Hier lernte er

Jungs und Mädchen kennen, die ähnliche Probleme hatten wie er. Das Gefühl, dass sie alle im selben Boot sass, tat ihm gut und stärkte sein Selbstvertrauen. Leider bekam er in seiner Lehre als Elektromonteur auch nicht die Anerkennung, nach der er sich so sehr sehnte.

Insbesondere merkte ich, dass die eigene Einstellung massgeblich zum Gelingen beitragen kann und dass Disziplin manchmal vonnöten ist.

Im T-Home war Kiffen verboten, was Nando den Kick gab, zum Trotz noch mehr zu kiffen. Nach zweieinhalb Jahren entschied das Team, dass er einen Entzug machen müsse.

Weil ihm die Motivation fehlte, brach er den Entzug bald ab, was zur Folge hatte, dass ihn das T-Home nicht mehr aufnahm. Er fand bei seiner Gotte bis zum Lehrabschluss Unterschupf. Doch er bestand die Lehrabschlussprüfung nicht.

Heilsames Militär

In die Rekrutenschule ging Nando ohne Vorurteile. Bald wurde er für die Unteroffiziersschule vorgeschlagen. Da er keine Arbeit hatte und nicht wusste, was er mit seinem Leben anfangen sollte, sagte er zu. Im Nachhinein meint Nando: «Es war eine anstrengende Zeit, doch sie tat mir gut. Ich lernte viel für das Leben. Insbesondere merkte ich, dass die eigene Einstellung massgeblich zum Gelingen beitragen kann und dass Disziplin manchmal vonnöten ist. Auch fand ich heraus, dass ich gerne Menschen anleite und gerne mit Gleichaltrigen zusammenarbeite. Ich nahm wahr, wie gewisse

Persönlichkeiten und Charaktere auf andere Menschen wirken. Dank meinen Erfahrungen im T-Home konnte ich als Unteroffizier gut auf meine Rekruten eingehen.»

Nach der Zeit beim Militär ging Nando heim in sein Dorf im Kanton Graubünden. Er wiederholte das 3. Lehrjahr und bestand die Abschlussprüfung – nicht zuletzt dank einem guten Klima in der Firma. Nando ging es gut, denn er hatte auch eine Freundin. Doch dann fiel das ganze Kartenhaus wieder zusammen.

Altes bricht auf

An seiner neuen Arbeitsstelle gefiel es ihm nicht, und auch die Beziehung zu seiner Freundin ging in die Brüche. Nando fühlte sich enorm gestresst und dachte, das käme von der Überlastung an seiner Arbeitsstelle. Dann begann er auch Drogen zu konsumieren. Ein paar Monate suchte er sich durch, bis er seinen Problemen nicht mehr gewachsen war. Er fühlte sich so überlastet, dass seine Arbeitsleistungen einbrachen und er keinerlei Lebensfreude mehr spürte. «Mir kam auch wieder in den Sinn, dass mein Stiefvater mich als Kind manchmal nachts verprügelt hatte. Diese Vorkommnisse hatte ich jahrelang verdrängt. Meine Aggressionen dem Stiefvater gegenüber holten mich ein, und ich wäre bereit gewesen, ihm etwas anzutun. Eines Tages explodierte ich regelrecht und erschrak über mich selbst.» Nando entschied sich, Hilfe zu suchen. Er verbrachte drei Wochen in einer Klinik und arbeitete seine Vergangenheit mit professioneller Hilfe auf. «Dabei versuchte ich, meinem Stiefvater zu vergeben – bis heute einer meiner grössten Schritte. Ich konnte mich von Rachegehlüsten, Hass-

gefühlen, bösen Wünschen und Gedanken ihm gegenüber befreien. In letzter Zeit sehe ich ihn wieder öfters, und mein Hass hat sich eher in Mitleid verwandelt.»

Nando ist froh, dass er sich mit der schwierigen Beziehung zu seinem Stiefvater endlich auseinandersetzen konnte, denn er ist ein friedliebender Mensch. Er sagt: «Diese Geschichte wird noch eine Zeit lang präsent sein. Gläubig bin ich nicht im engeren Sinn. Ich habe zwar kein Problem mit Gott, wohl aber mit den Christen, die das Gefühl haben, sie seien etwas Besseres. Religion ist für mich eine Erklärung für etwas, was man nicht erklären kann.

**Meinen Lebensschmerz
spüre ich immer noch:
Wenn ich Kinder mit ihren
Vätern sehe, merke ich,
was mir fehlt.**

Die Botschaft ist ja immer die gleiche: Sei ein guter Mensch, denke nicht nur an dich, tue Gutes, sei offen und nicht abweisend gegenüber anderen. So will ich grundsätzlich auch sein.»

Zurzeit lebt Nando in seinem Bergdorf in einer kleinen Wohnung. Seine Jugendjahre bilanziert er mit folgenden Worten: «Ich denke gerne an die Zeit im T-Home zurück. Mit manchen Leuten von damals habe ich heute noch Kontakt. Meinen Lebensschmerz spüre ich immer noch: Wenn ich Kinder mit ihren Vätern sehe, merke ich, was mir fehlt.»



VERLIEBT IN EINEN STRASSENMUSIKER

Vorname
Jahrgang

Anna
1979



Das mag ich:

Musik

Momentan läuft bei mir
Nic Billman rauf und runter.

Film

Kill Bill Volume I und II

Lesen

Der königliche Pfad, Der Hundertjährige der
aus dem Fenster stieg und verschwand
Die Bibel, Gott spricht. Heute. – Hammer!

Hobbies

Lernen, Lieben, Lachen, Kochen

Leidenschaft

Süßes wie Gummibärli und Co.

Lebensmotto

Alles was mein Leben ausmacht wurde mir geschenkt.



Anna ging einen
weiten Weg, bis sie einen andern
Gott fand, als den, von dem sie in ihrer Kindheit gehört
hatte. Trotz vielen Turbulenzen, Umwegen und Abstürzen
war dieser unsichtbare, aber wahre Gott stets an ihrer Seite.
Er gab nicht auf, bis Anna ihn fand.

Ich war ein lebensfrohes, wildes und fantasievolles Kind, das alles ausprobieren und erleben wollte. Deshalb liess ich mich in meiner Jugendzeit auf einige waghalsige Abenteuer ein, ohne über etwaige Konsequenzen nachzudenken. Während meiner Ausbildung zur Pflegefachfrau begegnete ich einem Strassenmusiker und Künstler, der mich total faszinierte. Hals über Kopf verliebte ich mich in diesen Mann. Ich wusste, dass er ein Fixer war, doch davor schreckte ich nicht zurück. Im Gegenteil, ich war fasziniert vom Unbekannten und wollte wissen, wie sich das

lange Ärmel, damit keiner meine verdächtigen Arme sehen konnte.

Als Mutter starb

Meine Mutter war eine gläubige Frau, und ich wollte ihr und dem Gott, von dem sie mir stets erzählt hatte, gefallen.

Ich klaute im Spital Medikamente und Morphin und gab mir nicht mehr so viel Mühe, meine Sucht zu verstecken.

Doch schon als Kind hatte ich das Gefühl, das nie zu schaffen, und beschloss deshalb, dass das christliche Leben nix für mich sei. 2001 verstarb meine Mutter – erst 50 Jahre alt – ganz unerwartet. Mit dieser Tatsache, dass es sie nun nicht mehr gab, ging bei mir so etwas wie ein Riegel auf. Ich wurde recht haltlos. Ich klaute im Spital Medikamente und Morphin und gab mir nicht mehr so viel Mühe, meine Sucht zu verstecken.

Hoffnung auf Neuanfang

Dieser enorme Drogenkonsum hatte mit der Zeit zur Folge, dass ich psychisch immer schlechter drauf war. Ich fühlte mich hoffnungslos und verlor jegliche Lebensfreude. Eigentlich war mir alles scheissegal, sogar ob ich leben oder sterben würde. Dies hatte auch mehrere Überdosen zur Folge.

Mehrmals machte ich einen Versuch, selber einen Entzug zu machen. Da mir klar war, dass ich dies in meinem Umfeld nicht schaffen würde, reiste ich nach Florenz. Am Arbeitsplatz und bei meiner Familie meldete ich mich für einen Sprachaufenthalt ab; eigentlich wollte ich aber mein Leben nochmals neu be-



anföhlt. Mit diesem Freund setzte ich mir den ersten Schuss. Ich fand an diesem Kick Gefallen, so dass ich rasch drogensüchtig wurde. Dabei war es mir sehr wichtig, dass es niemand in meiner Familie und im Spital bemerkte. Ich gab mir grosse Mühe und trug immer

ginnen. Doch ehe ich mich versah, war ich wieder in der Szene drin. Mich zog es stets zu den Bahnhöfen, wo die Dealer auch gleich eine Kundin in mir erkannten. Ich bezahlte meine Drogen oft mit Sex; war in Anführungsstrichen die Freundin dieser Männer. Für die nordafrikanischen Dealer war jemand, der fixt, unter jeder Sau, entsprechend wurde ich auch oft behandelt. Die Dealer selber konsumierten zwar meist auch, aber sie fixten nicht und liessen mich ihre Abscheu spüren. In Italien hatte die Drogenszene noch etwas viel Schmutzigeres an sich als in der Schweiz. Wir lebten in einem besetzten Haus ohne Strom und Wasser, in einem ziemlichen Dreck.

Für die nordafrikanischen Dealer war jemand, der fixt, unter jeder Sau, entsprechend wurde ich auch oft behandelt.

Es kam zu Gewaltexzessen. Mir ging es körperlich und psychisch sehr schlecht. Als eine Gruppe Algerier gefasst wurde und in den Knast musste, zog ich weiter nach Genua. Doch ich kam auch da wieder voll in die Szene rein. Ich war am Tiefpunkt meines Lebens. Ein Bahnpolizist, der mich kontrollierte, fragte mich, wo meine Eltern seien. Er besorgte mir schliesslich ein Ticket und setzte mich in den Zug Richtung Schweiz.

Kein Konsum daheim

Ich durfte bei meiner Schwester wohnen, die ich als einzige in mein Geheimnis einweihete. Sie gab mir Wohnrecht unter der Bedingung, dass ich in ihrer Wohnung nicht konsumieren dürfe. Doch ich

hielt mich nicht daran. Ich machte in ihrem Bad eine Überdosierung, schrammte dabei mit dem Kopf das Lavabo. Als sie mich entdeckte, holte sie statt der Ambulanz die ganze Familie.



Obwohl ich dies kaum mitbekam, war es wie eine Erlösung, dass sie es nun wussten und ich nichts mehr verstecken musste. Sie drängten mich zu einem Entzug und ich wollte das auch. Ich wählte die christliche Entzugsklinik Beth Shalom der Quellenhof-Stiftung. Irgendwo war da doch ein Hoffnungsschimmer, dass der Glaube eine Rolle spielen könnte. Angekommen im Beth Shalom fühlte ich mich unglaublich geliebt und geboren. Es war einfach nur schön. Doch sobald es mir nach etwa zwei Wochen besser ging, kam die ganze Rebellion gegen den Glauben hoch.

Ich tat wie eine Furie, packte meine Sachen und wollte nur noch gehen! Doch dann kam ein Betreuer, der mir auf einem Blatt Papier Leben und Tod aufzeichnete, und mir damit zu verstehen gab, dass ich mit der Rückkehr in die Sucht den Tod wählen würde. Das wollte ich auf keinen Fall, und ich bat den Betreuer, mit mir zu beten. Dann war ich einfach mega happy, weil ich glaubte,



nun beginne ein neues Leben. Ich machte mir keine Sorgen mehr, genoss es sogar, dass ich im Beth Shalom so abgeschottet von allen Gassenkontakten war. Aber nach dem Übertritt in die Therapie im Quellenhof wurde alles wieder anders. Ich hielt diese Umstellung nicht aus und stürzte schon bald wieder ab.

Gott ging mir nach

Die Sehnsucht nach Leben, diese Hoffnung bei Jesus blieb aber irgendwie in mir. Und Gott ging mir nach. Ich fand zum Beispiel in einem Bushäuschen auf der Bank eine Bibel. Oder diese gläubige Afrikanerin, die mir über den Weg lief. Sie kannte mich, und als sie mich in meinem Elend sah, nahm sie mich einfach in ihre Arme und weinte. Es war für mich, wie wenn Gott um mich weinen würde. Ich merkte, dass ich eine Chance verspielt hatte und meldete mich rasch wieder telefonisch im Beth Shalom zurück. Bei diesem Aufenthalt lernte ich Jesús, einen ebenfalls süchtigen Mann

kennen, und wir verliebten uns in einander. Natürlich hätten wir gerne am selben Ort die Therapie gemacht, doch das ging nicht. Als ich mich in der Institution Flüeli vorstellte, stahl ich dort eine Bibel, die ich heute noch besitze. Ich entschied mich dann doch für eine Therapie im Quellenhof, während Jesús im Neuhof die Therapie machte.

Viele Heimlichkeiten

Obwohl ich ja nun «sauber» war, war mein Weg in die Freiheit mit der Therapie im Quellenhof noch lange nicht zu Ende. Mein ganzer Selbsthass kam wieder hoch. Ich hätte mich am liebsten oft selbst zerstört. Die Lügen, die ich über mich selber glaubte, sassen tief. Dass ich eine wertvolle Frau und keine «Schlampe» sein soll, ging mir nicht rein. Zudem führten meine fehlenden Grenzen Männern gegenüber immer wieder zu massiven Schwierigkeiten. Ich bekam während der Therapie viel Unterstützung, die Beziehung zu meinem Freund Jesús aufrecht zu erhalten

und trotz Rückfällen den ehrlichen Weg einzuschlagen.

Wieder ein Neuanfang

Im Jahr 2005 heirateten Jesús und ich recht enthusiastisch. Wieder war da die Hoffnung auf einen Neuanfang – ich war mir so sicher, dass als Verheiratete nun wirklich alle alten Verhaltensmuster in weite Vergangenheit gerückt seien.

Doch dem war leider nicht so. Nach einiger Zeit schlichen sich bei uns beiden wieder verschiedene Süchte ein. Mit der Zeit türmten sich unsere Probleme zu unüberwindbaren Bergen auf, sodass ich im Frühjahr 2010 auszog, weil wir uns gegenseitig nicht mehr aushielten. Auf der einen Seite erkannte ich, dass ich Hilfe brauchte, ich befürchtete, an meinen inneren Verletzungen regelrecht kaputt zu gehen. Ich nahm eine ambulante Therapie in Anspruch und stürzte aber parallel dazu wieder auf Kokain ab. Es zog mich mit Macht an alle einschlägigen Orte.

Mein Mann hörte in dieser Zeit komplett auf, Alkohol zu trinken. Vieles veränderte sich bei ihm in dieser schwierigen Zeit der Trennung. Er bekam wieder Hoffnung und sah auch seinen Anteil an meinem Verhalten. Er wollte mich wieder zurück. Ich kam voll drogen-süchtig heim zu ihm. Er fürchtete um mein Leben und wollte unbedingt, dass ich nochmals ins Beth Shalom gehe. Ich stellte eine Bedingung: Zuerst einen Schuss, dann gehe ich. Jesús wehrte sich und wollte das keinesfalls gutheissen – eine heftige Debatte entstand. Aber auch hier griff Gott ein. Es klingelte an der Tür, und ein gemeinsamer Freund stand vor der Tür. Normalerweise kommt er selten vorbei. Er begleitete

mich auf die Gasse, während mein Mann wartete. Danach fuhren sie mich gemeinsam nach Dinhard, ins Beth Shalom. Wäre dieser Freund nicht gekommen, ich weiss nicht, wie es ausgegangen wäre.

Riesensack mit Lolipop

Als ich im Beth Shalom endlich wieder nüchtern war, erkannte ich, in welchem riesigen Scherbenhaufen ich mich befand. Es ist erschreckend, wie man – wenn man süchtig ist – bereit ist, alles über Bord zu werfen. Jesús, mein Mann, hat mich damals mit seiner Vergebung sehr überrascht. Er liess mir als Zeichen seiner Liebe einen riesigen Sack Lolipop im Beth Shalom übergeben.

Jesús, mein Mann, hat mich damals mit seiner Vergebung sehr überrascht.

Seit bald drei Jahren sind wir nun wieder zusammen, und wir sind mit Gottes Hilfe recht gut unterwegs. Ich habe den Kurs «Ufbruch Läbe» besucht, der mir sehr geholfen hat bei der Heilung meiner Identität. Wir schauen gemeinsam zuversichtlich in die Zukunft, denn unsere Ehe gibt uns grosse Kraft. Was uns zusammenhält, ist der Glaube. Wir fühlen uns extrem beschenkt von Gott, der uns aus dem Schmutz herausgeholt hat. Ich weiss heute, dass Gott barmherzig ist und nicht verurteilt. Der strenge Gott, von dem ich in meiner Kindheit gehört hatte und dem ich nie und nimmer genügen konnte, den gibt es nicht mehr. Ich lernte inzwischen einen grossen und gnädigen Gott kennen!



EIN BUNTER VOGEL FINDET SEINEN WEG

Vorname
Jahrgang

Julian
1981

Das mag ich:

Musik

Allerlei

Film

Abenteuer, Thriller

Lesen

Bibel, Biographien

Hobbies

Meine Frau, Natur, Medien

Lebensmotto

Immer mit der Ruhe. Jesus lebt!



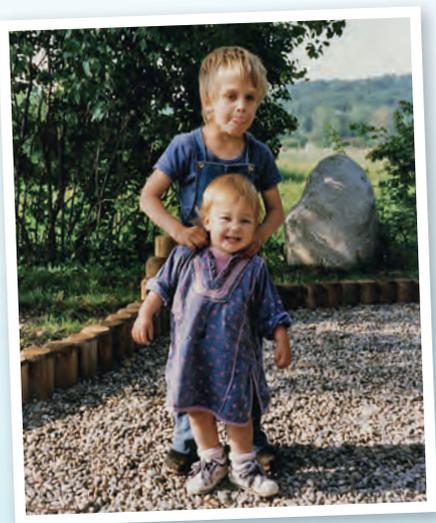
Als Kind war Julian unkonzentriert und verängstigt, ausgestossen und verschupft. Als Jugendlicher unglücklich, süchtig und ein schräger bunter Vogel. Seit er sich erinnern kann, trug er eine unsichtbare Last auf seinen Schultern. Bis er diese Last abwerfen konnte, war sein Leben ein einziger Hilfeschrei. Wie Julian seinen Weg fand, beschreibt er so:



Im Mai haben meine Freundin und ich geheiratet und unser eigenes Nest gebaut. Dass es einmal so weit kommen könnte, hielt ich lange Zeit nicht für möglich. Obwohl ich in einer intakten Familie mit vier Geschwistern aufwuchs, machte ich viele Umwege.

Ich hatte viele Träume: Sollte ich Journalist, Kranken- pfleger, Betagtenbetreuer oder gar Bäcker werden?

Daheim waren wir eine Familie, in der der Glaube an Gott eine Realität war und auch Ausdruck im Familienleben fand. Trotzdem war ich schon als Kind



sehr bedrückt und belastet. Meine Eltern spürten meine Not und versuchten, mir auf alle möglichen Arten zu helfen. Die Schuljahre waren für mich schwierig, denn ich war verängstigt, und die andern Kinder mochten mich nicht, ja sie grenzten mich regelrecht

aus. In den oberen Schulklassen beschäftigte mich mehr und mehr meine Berufswahl. Ich hatte viele Träume: Sollte ich Journalist, Krankenpfleger, Betagtenbetreuer oder gar Bäcker werden? Mit 13 fand ich endlich Zugang zu einer Clique, von deren Mitgliedern ich mich akzeptiert fühlte. Ich begann zu rauchen, und heimlich tranken wir Bier. Bald kam auch das Kiffen dazu. Das ist mir – und wohl auch den andern – so richtig eingefahren. Wir lachten stundenlang. Das wollte ich wieder erleben; diese Leichtigkeit, diese Befreiung, dieses Gefühl dazu zu gehören! Parallel dazu begann ich, daheim und in der Schule zu rebellieren; ja ich schwänzte den Unterricht, machte auf krank und kümmerte mich nicht um meine Schulleistungen. Das war ein neues Lebensgefühl: Ich gehörte dazu! Genau das hatte mir vorher gefehlt.

Neuer Wohnort

Dann zogen wir als Familie um. Unvermittelt war ich in einem neuen, ländlichen Umfeld. Hier galt ich als bunter Vogel, denn ich machte – zum Leidwesen der Eltern und Lehrer – voll auf Hippie. Bald fand ich Kontakt zu einem Dealer. Ich kiffte täglich und hatte dann auch meinen ersten LSD-Trip. Obwohl ich voll drauf war, suchte ich beruflich meinen Weg.

Nach der obligatorischen Schulzeit machte ich verschiedene Praktika im Spital und in Altersheimen und arbeitete als Hilfspfleger in einem Betagtenheim. Schliesslich machte ich etwas ganz anderes, nämlich eine Ausbildung zum Betriebspraktiker. Diese Lehre schloss ich mit Bestnoten ab.

Ein Büchlein an der Tür

Ich war etwa 17, als Folgendes geschah: Jemand hatte ein Büchlein an unsere Türe gehängt mit dem Titel «Wir wollen nur deine Seele». Darin ging es um Rockmusik, ein Thema, das mich sowieso enorm faszinierte. Ich las das Büchlein aufmerksam durch. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, was mich an dieser Musik so gefangen nahm. Ich spürte Gottes Reden zu mir und wusste, dass ich gemeint war.

Ich spürte, dass Drogen meine Persönlichkeit veränderten und ich mich selber gewissermassen aus den Händen gab.

Ich wurde darauf aufmerksam, dass in dieser Musik viele schlechte Texte verpackt sind und dass manches mit Okkultismus zu tun hat. Mich sprach der Inhalt dieses Büchleins so sehr an, dass ich eine Kehrtwendung machte. Von diesem Tag an kiffte ich nicht mehr. Ich spürte, dass Drogen meine Persönlichkeit veränderten und ich mich selber gewissermassen aus den Händen gab. Meine Umkehr bewirkte, dass ich andere «bekehren» wollte; ich wurde zum selbsternannten Apostel.

Absturz

Doch meine «Bekehrung» war von kurzer Dauer. Mit 18 begann ich wieder zu konsumieren. Von da an zog es mich tiefer und tiefer in einen Sog aus Ablehnung, Zorn und Trauer. Ich versuchte, alle Sehnsüchte und Begierden zu stillen, doch nichts befriedigte

mich wirklich. Ich war ein unglücklicher junger Mann. Mein Leben bestand zum grossen Teil aus Rumhängen, Party, Gamen, Langeweile und Drogen – und das über zehn Jahre! Meine Selbstwahrnehmung war sehr negativ. Ich fühlte mich unbegründet



abgelehnt, und Selbstmordgedanken begleiteten mich. In dieser Zeit arbeitete ich als Fitnesstrainer im Betrieb meiner Mutter. Ich predigte Gesundheit und lebte selbst äusserst ungesund, bis ich nicht mehr konnte. Der Kollaps kam im März 2010. Von einem Tag auf den andern konnte ich nicht mehr arbeiten. Mein Körper und meine Psyche streikten total. Erst da wurde mir bewusst, dass ich etwas ändern musste. Ich entschloss mich zu einem Drogenentzug. Wichtig war mir, dass ich den Entzug in einer christlichen Institution machen konnte.

Überwältigt von Gott

Ein Videoclip auf der Website der Quellenhof-Stiftung imponierte mir

wirklich. Ich entschied mich für das ehemalige Beth Shalom. Doch daraus wurde dann eine längere Sache, was ich anfänglich nicht gedacht hatte. Ich begegnete einem Betreuer, vor dem ich es wagte, mein ganzes Leben auszubreiten. Die dunkelsten Ecken meiner Seele zeigte ich ihm. Es gab viele Tränen, und dabei wurde mir Gottes reale Anwesenheit bewusst. Ich erlebte grosse Befreiung von allen Lasten, die ich so lange mit mir herum trug.

Ich begegnete einem Betreuer, vor dem ich es wagte, mein ganzes Leben auszubreiten. Die dunkelsten Ecken meiner Seele zeigte ich ihm.

Und ich war erstaunt, wie frei und froh ich mich fühlte. Trotzdem verspürte ich seit langem plötzlich wieder den durch Drogen zugedeckten Hass in mir – derselbe wie in meiner Kindheit. Mir wurde bewusst: Wenn das wieder kommt, habe ich keine Chance, dann brauche ich wieder Substanzen. Es folgten ein weiteres Gespräch und Gebet mit meinem Betreuer. Dabei wiesen wir bewusst die Finsternis aus meinem Leben. Was dann geschah, war gewaltig. In inneren Bildern erkannte ich, dass Jesus meine Schuld komplett vergeben hat. Ich erkannte etwas von Gottes gewaltigem und ewigem Wesen. Mein Arme und Beine zitterten stark. Ich war überwältigt von Gottes Anwesenheit, denn so etwas Starkes habe ich bei keinem Drogentrip erlebt. An diesem Tag erlebte ich eine grosse innere Befreiung, die bis heute anhält und



mich grundlegend verändert hat. Seit-her ging es in meinem Leben Schritt für Schritt besser. Es konnte sich keine Depression oder Langeweile mehr breit machen, und es öffneten sich Türen für meine Zukunft.

Im Quellenhof machte ich ein Jahr lang Therapie, dann zog ich noch für sechs Monate in eine Aussenwohngruppe. Ich fand eine Anstellung in einem Gartenbaugeschäft. Mein Chef hat mir eine Chance gegeben, bei ihm als Landschaftsgärtner mitzuarbeiten. In dieser Zeit habe ich eine wunder-volle Frau kennengelernt, welche meine Freundin wurde und die ich im Mai 2013 heiraten durfte. Auch sonst habe ich viele gute, gesunde Kontakte. Ich bin frei! Ein grosses Wunder Gottes ist an mir geschehen!

EPILOG

Die Probleme vieler junger Menschen sind Auswüchse unserer Konsumgesellschaft, Leiden an den Umständen im Elternhaus, Folgen von Drogenkonsum, Unter- oder Überforderung in Schule und Freizeit. Diese zwölf Lebensberichte haben veranschaulicht, wohin solche Stolpersteine in der Kindheit und Jugendzeit führen können.

Doch Kinder mit schwierigen Umständen und Geschichten gab es zu jeder Zeit. Deshalb haben wir uns entschlossen, die Geschichte eines Verdingbuben als Bonus-Story in diesen kleinen Band aufzunehmen. Es ist die Lebensgeschichte von Albert Mettler. Dieser kam 1935 zur Welt und wuchs in den ersten Jahren seines Lebens in einer 14-köpfigen, armen Bauernfamilie im Thurgau auf. Mit zwölf Jahren begann sein Leben als Verdingbub.

Zwischen 1800 und 1960 gab es in der Schweiz rund 100'000 Kinder, die verdingt wurden, das heisst, sie wurden an Bauern vermittelt, von denen sie als günstige Arbeitskraft meist ausgenutzt, misshandelt und oft auch missbraucht wurden.

Albert Mettlers Herz schlägt für Menschen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Denn aus eigener Erfahrung weiss er, was es heisst, arm, benachteiligt, ausgegrenzt, geschlagen und ungeliebt zu sein. 1990 trug er wesentlich dazu bei, dass es zur Gründung der Quellenhof-Stiftung kam. Er stellte Land zur Verfügung, auf dem das erste Haus der Stiftung, der Quellenhof in Gundetswil, erbaut werden konnte. Viele Jahre lang arbeitete Albert Mettler ehrenamtlich in der Quellenhof-Stiftung mit. Mit 76 zog er sich aus den aktiven Geschäften und dem Stiftungsrat zurück.

Albert, wir danken dir an dieser Stelle herzlich für deinen wertvollen Dienst an vielen Fronten unserer Stiftung und ganz besonders dafür, dass wir deine Geschichte in diese Publikation aufnehmen durften.

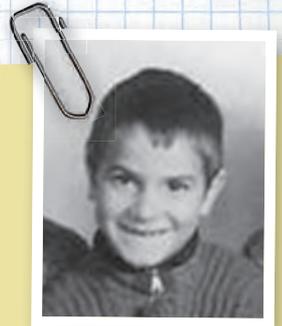
Quellenhof-Stiftung
Esther Reutimann



TRAURIGE, HARTE UND SEHNSUCHTSVOLLE JUGENDJAHRE

Vorname
Jahrgang

Albert
1935



Das mag ich:

Musik

Blasmusik, Marschmusik,
Unterhaltungsmusik

Film

Tierfilme, Kulturfilme, Kabarett
Politische Sendungen, Arena, Kassensturz,
Puls, Club, Rundschau

Lesen

70 Tage unter der Erde von José Henriquez

Hobbies

Pferdesport

Leidenschaft

Reiten, Gespann fahren

Lebensmotto

«Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben
alle Dinge zum Besten dienen.» Römer 8, 28

Albert Mettler war eines der weit über 100'000 Verdingkinder, die es in der Schweiz zwischen 1800 und 1960 gab. Auch er wurde aus einer familiären Notlage heraus als billige Arbeitskraft an einen Bauern verdingt. Heute ist Albert 78 Jahre alt. Trotz seiner sehr schweren Jugendjahre schaut er heute dankbar auf ein reich erfülltes Leben zurück.



In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war Armut auch in der Schweiz noch weit verbreitet. Auf einem Hof in Bänikon im Kanton Thurgau lebte ein Bauernknecht mit seiner grossen Familie. Er verdiente fünf Franken pro Tag; zu wenig, um seine Frau und die 12 Kinder zu versorgen. Einer seiner Söhne war Albert, der 1935 zur Welt kam. Zusammen mit der grossen Familie teilte Albert dieses ärmliche Schicksal. Mangel war ein steter Begleiter: «Wir haben alles gegessen, Katzen, Hunde, Meerschweinchen, Hühner, Krähen und andere Vögel. Wir ernährten uns einfach von allem, was wir einfangen und finden konnten.»

Im Jahr 1945 war der Vater zahlungsunfähig, so dass die ganze Familie das Haus in Bänikon verlassen musste. Sie zogen kurz vor Weihnachten ins Toggenburg in der Nähe von Degersheim, in einem alten Bauernhaus im Wald, versuchte die vom Schicksal gebeutelte Familie ein neues Leben aufzubauen. Ihre Armut und Perspektivlosigkeit war gross. Zu allem Elend konnte auch Alberts Lehrer die Eltern nicht überzeugen, dass der Bub die Sekundarschule besuchen sollte. Sie beharrten auf dem Standpunkt, dass dies nicht möglich sei. Geld für ein Fahrrad und Schulbücher war einfach keines

da. So konnte Albert keinen ordentlichen Schulabschluss machen. Stattdessen musste er fort von daheim.

Verdingt

Als Albert zwölf Jahre alt war, wurden er und seine drei älteren Brüder verdingt. Das heisst, sie kamen als billige Arbeitskräfte zu Bauern. Alberts Arbeit brachte 40 Franken pro Monat ein, doch davon merkte er nichts, da sein Lohn direkt an seine Eltern geschickt wurde, die nach wie vor in grösster Armut lebten.

Auch der alte Grossvater der Familie hatte stets etwas an ihm auszusetzen.

Albert hatte einen unglaublich harten Alltag, der von vier Uhr morgens bis mindestens neun Uhr abends dauerte. Er war für alle Tiere des Hofes allein verantwortlich. Das waren zwölf bis fünfzehn Kühe, viele Schweine und zwei Pferde. Obwohl die Bauernfamilie drei eigene Kinder hatte, blieb die Arbeit meist an ihm hängen. Wenn die Aufgaben im Stall erledigt waren, musste er noch Schuhe putzen, Kartoffeln schälen oder sonst aufgetragene Arbeiten erledigen. Erst wenn es nichts mehr zu tun gab, durfte er frei machen. Doch Albert war dann stets so erschöpft, dass er nur noch schlafen wollte. Er erlebte weder Fürsorge noch Liebe. Auch der alte Grossvater der Familie hatte stets etwas an ihm auszusetzen. Nichts konnte er ihm recht machen. Trotzdem sah Albert keine Möglichkeit, sich zu wehren. Er musste all das Unrecht ertragen.

Einmal aber war seine Stunde gekommen: Albert war dabei, mit den Pferden





das Feld zu pflügen. Da sah er, wie der alte Grossvater beim Baum drüben stürzte und nicht mehr aufstehen konnte. Normalerweise half Albert dem Betagten immer wieder auf die Beine, doch inzwischen war seine Wut auf den mürrischen Alten so gross, dass er ihn einfach liegen liess. Während dieser hilflos auf am Boden lag, kehrte Albert mit den Pferden zum Hof zurück. Als sein Meister nach dem Grossvater fragte, erwiderte er selbstbewusst: «Er liegt draussen auf dem Feld unter dem Baum. Weil er immer so gemein gegen mich war, habe ich ihn liegen gelassen. Ich jedenfalls gehe ihn nicht holen.» Solche Frechheiten liess ihm sein Pflegevater natürlich nicht durchgehen!

Als Albert vierzehn Jahre alt war, hatte er dieses Schuften und diese Qualen satt. Er packte seine wenigen Habseligkeiten ein und machte sich heimlich mit einem Fahrrad der Bauersfamilie davon.

Eine neue Stelle

Es zog ihn zurück ins Dorf seiner frühen Kinderjahre. Dort kam er bei einer Witwe unter, die ein schönes Bauerngut besass und daneben noch ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieb. Sie hatte genug Arbeit und stellte Albert gerne ein.

Körperlich war er hier genauso gefordert. Mit seinen vierzehn Jahren musste er bereits Zentnersäcke tragen und die Dreschmaschine von Bauer zu Bauer ziehen. Er erfüllte jeden Auftrag klaglos, zumal er für seine Arbeit doppelt so viel Lohn wie bisher verdiente. Manchmal gab ihm die Witwe sogar einen Schokoladestängel.

Mit im Haushalt lebte auch der Sohn, welcher bei Vollmond völlig ausrastete. Er schrie herum und drohte der Mutter, den Schwestern und Albert, sie mit dem Beil zu Tode zu schlagen. In solchen Momenten zeigte Albert grossen Mut: «Bevor du mit dem Beil zuschlägst, haue ich dir einen Pfahl über den Grind!» Glücklicherweise passierte nie etwas Gravierendes. Nach dem Vollmond war der Sohn wieder friedlich und wusste nichts mehr von diesen Vorfällen.

Obwohl es Albert, abgesehen von diesen schrecklichen Erlebnissen, bei dieser Familie gefiel, freute er sich, als er 1951 endlich wieder nach Hause zurückkehren durfte. Die Konfirmation galt als Eintritt ins Erwachsenenleben und in die Eigenständigkeit.

Ausbildung ohne Abschluss

Weil Albert seit seinem zwölften Lebensjahr körperlich so schwer gearbeitet hatte, war er klein geblieben. Dies hinderte ihn aber nicht, Berufspläne zu haben. Obwohl ihm eine Lehrstelle angeboten wurde, winkten die Eltern ab: Die Lehre sei zu teuer. Wieder hiess es warten.

Kurz darauf tat sich doch eine Türe auf. Albert konnte bei «Kristall Fahrräder Degersheim» eine Ausbildung zum Fahrradmechaniker machen. Allerdings konnte er nach den drei Jahren nicht an die Lehrabschlussprüfung, weil er die

Berufsschule aus finanziellen Gründen nicht hatte besuchen dürfen.

Danach arbeitete Albert in einem Fahrradgeschäft und nebenbei noch als Hilfs-schreiner. So erzielte er ein monatliches Einkommen von 300 Franken. Doch er durfte das Geld nicht behalten. Die Eltern forderten seinen ganzen Lohn ein und versprachen, dass er diesen nach der Rekrutenschule dann behalten könne. Diese Aussicht motivierte ihn, die RS ein Jahr früher zu absolvieren.

Zukunftspläne

«Meine Zeit im Militär war eine der schönsten meines Lebens. Ich musste viel weniger arbeiten, besass eine eigene Militärkleidung und bekam genug zu essen!» erinnert sich Albert Mettler heute. Und wieder hatte er einen grossen Traum: Kondukteur bei den SBB. Bedingung für diese Laufbahn war «Beherrschung der französischen Sprache in Wort und Schrift».

Deshalb brannte Albert zusammen mit seiner Freundin kurzerhand nach Genf durch. Er fand eine Stelle bei einem Bäcker. Doch der Start war schwer. Sprachschwierigkeiten, ein bescheidener Lohn und ein gemeinsames Zimmer mit dem Lehrling machten diese ersten Monate für ihn nicht leicht. Am Feierabend erteilte ihm eine ältere Dame jeweils Sprachunterricht. Dank ihr erreichte er mit sehr viel Mühe und Geduld schliesslich sein Ziel. Weil bei der SBB-Aufnahmeprüfung auch Staatskunde gefragt war, lernte Albert in jeder freien Minute.

Doch vor der Aufnahmeprüfung gab es ein weiteres Hindernis. Albert konnte den erforderlichen Lehrabschluss nicht vorweisen. Wieder holte ihn seine traurige Vergangenheit ein. Doch er gab nicht auf und schrieb einen langen Brief, in dem er seine gesamte Kindheit und Lehrzeit ohne Abschluss schilderte. Die SBB reagierten positiv,



und Albert bestand die Prüfung! Endlich durfte er die erträumte Ausbildung machen. «Billett-Kontrolleur» war damals ein sehr angesehener Beruf, und seine Eltern waren unglaublich stolz auf ihn.

Die Chemotherapie empfand er als die schlimmste Zeit seines Lebens.

Albert konnte es kaum fassen: «Das war ein riesiger Erfolg für mich und eines meiner schönsten Erlebnisse». 1957 heiratete er seine Rosmarie. In den folgenden Jahren bekamen die beiden eine Tochter und einen Sohn. Wie so mancher Vater wollte Albert, dass es seine Kinder einmal besser haben sollten als er. Deshalb begann er nebenberuflich für eine Versicherungsgesellschaft zu arbeiten. 32 Jahre lang hatte er grossen Erfolg im Versicherungsgeschäft.

Verarbeitung der Vergangenheit

Trotz aller Erfolge blieb Albert innerlich leer. Er spürte, dass da eine ungestillte Sehnsucht war. 1984 hörte er anlässlich einer Evangelisation verschiedenen Referenten aufmerksam zu und entschied darauf, sein Leben unter die Führung Gottes zu stellen. «Von da weg ging es aufwärts. Die Leere war verschwunden, ich wurde ein freier und dankbarer Mensch. Ich verspürte nie mehr diesen Druck in meinem Herzen, der mir vorher so zu schaffen gemacht hatte. Meine Frau hatte stets für mich gebetet, mich jedoch nie gedrängt, in die Kirche zu gehen. Das war das Beste, was sie für

mein verhärtetes Herz tun konnte,» versichert Albert Mettler.

Mit 63 Jahren erkrankte er an Dickdarmkrebs. Die Chemotherapie empfand er als die schlimmste Zeit seines Lebens. Tag und Nacht war es ihm übel, und er hatte furchtbare Schmerzen, die selbst Morphin nicht lindern konnte. Doch sein Glaube an Gott half ihm durch diese schwere Zeit. Als die Schmerzen vollständig abgeklungen waren, bestätigten die Ärzte, dass ein Wunder geschehen sei und er als geheilt gelte.

Einsatz für Menschen in Not

Viele Jahre engagierte sich Albert Mettler bei Hilfstransporten nach Lettland und Rumänien. Auch die Gründung der Quellenhof-Stiftung ist zu einem guten Teil ihm zu verdanken. Er stellte 1990 Bauland für das Therapiehaus Quellenhof in Gundetswil zur Verfügung. In den Folgejahren engagierte er sich stets für die Stiftung, sei es als Stiftungsrat oder in Form von unzähligen Schokoladespenden, mit denen er in jedem Haus der Stiftung stets viel Freude bereitete. Albert Mettler gibt das, was ihm als Kind so sehr gefehlt hatte: Er setzt sich grossherzig und bedingungslos für Menschen in Not ein.

Wenn er Bilanz zieht, tönt das so: «Vielleicht wäre mein Leben anders verlaufen, wenn ich in andern Verhältnissen aufgewachsen wäre. Aber dennoch denke ich nicht, dass es mir heute besser gehen könnte. Das Wichtigste ist der Glaube an Gott, und den habe ich gefunden. Auch konnte ich meinen Eltern, die mich viele Jahre lang wirklich ausgenützt hatten, restlos vergeben.»



..... Infos über die Quellenhof-Stiftung und Spendemöglichkeit auf den nächsten Seiten.

AUFTRAG UND ANGEBOT DER QUELLENHOF-STIFTUNG

Grundlage unserer Arbeit ist der christlich-diakonische Auftrag, sich für Mitmenschen zu engagieren. Durch menschliche Wärme und Professionalität wollen wir den uns anvertrauten Menschen in kleinen Wohneinheiten und Arbeitsgruppen einen Rahmen der Geborgenheit bieten, wo sie ihre Gaben und Talente neu erkennen und einsetzen lernen.

Sinn und Zweck unserer Betreuungsarbeit ist die Begleitung, Rehabilitation und wo möglich die berufliche und soziale Wiedereingliederung in unsere Gesellschaft.

Wohnen für Jugendliche

- Teenagerhaus T-Home
- Lehrlings-WG

Wohnen für Menschen mit Abhängigkeitserkrankungen

- Quellenhof: Haus für Motivation, Therapie und Lebenstraining
- Hofacker: Haus für Lebenstraining und Integration

Wohnen für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen

- Betreute Wohngruppen Müli
- Offene Wohngruppen LIZ

Geschützte Arbeitsplätze

- Rund 70 geschützte Arbeitsplätze für Menschen mit IV-Rente in verschiedenen attraktiven Arbeitsbereichen.

Lehrstellen

- 20 Lehrstellen in 11 verschiedenen Berufen. Grundsätzlich sind diese Lehrstellen für berufliche Massnahmen der IV vorgesehen.

Jobcoaching

- Beratung und Vermittlung einer Arbeitsstelle im ersten Arbeitsmarkt (für IV-Rentenbeziehende)
- Begleitung am externen Arbeitsplatz

Stiftungsadresse:

Quellenhof-Stiftung
Barbara-Reinhart-Strasse 20
8404 Winterthur
Telefon 052 245 13 13
info@qhs.ch
www.qhs.ch

WIR GEBEN DIESE PUBLIKATION AUS FOLGENDEN GRÜNDEN AB:

- um Menschen zu ermutigen, ihre Probleme anzupacken, nötigenfalls in einer Institution oder Therapie.
- damit Menschen die Arbeit der Quellenhof-Stiftung kennenlernen und an Personen weiterempfehlen können, die Hilfe nötig haben.
- um Menschen einzuladen, unsere Arbeit mit einer Spende oder dem Kauf dieses Buches zu unterstützen.

VORSICHT ZERBRECHLICH!

12 verblüffende Lebensberichte...

Dieses Buch erzählt

- von Benedict, der unter schweren Zwangsstörungen litt
- von Salome, die von Drogendealern aufs Schwerste missbraucht wurde
- von Jenni, die von klein auf in grosser Zerrissenheit lebte
- von Andy, der schliesslich der Polizei in die Fänge lief
- von Elschwa, die mit ihrer Familie aus der Heimat flüchten musste
- von Razi, der viel Mist gebaut hatte, bevor er seinen Weg fand
- von Samuel, der mit kreativer Ader und Krankheit lebt
- von Renée, die als Kind viel verschweigen musste
- von James, der Regeln durchbrach, viel Freiheit braucht und grosse Pläne hat
- von Julian, dem bunten Vogel voller Sehnsucht
- von Anna, die es wissen wollte und dabei schwer stürzte
- von Nando, der bis heute einen Vater vermisst

Und die Bonus-Story

- von Albert, der verdingt wurde

Die zwölf Porträts zeigen, was für Dramen sich direkt vor unserer Tür abspielen. Sie zeigen auch, wie fragil junge Menschen sind, wenn mit dieser Zerbrechlichkeit nicht sorgsam umgegangen wird. Als Quellenhof-Stiftung durften wir alle zwölf Protagonisten ein Stück Weg begleiten und erleben, dass es keine hoffnungslosen Fälle gibt.

Die Bonus-Story von Albert will zeigen, dass es zu jeder Zeit schwere Jugend-schicksale gab und Menschen trotzdem ihren Weg finden können.

Verkaufspreis: Fr. 12.50